

Westfälische  
Sitten und Bräuche  
im  
Jahreslauf

Heimatverein der  
Gemeinde Nordkirchen e.V.



Westfälische  
Sitten und Bräuche  
im  
Jahreslauf



# Westfälische Sitten und Bräuche im Jahreslauf

Heimatverein der  
Gemeinde Nordkirchen e.V.

Wir danken folgenden Privatpersonen und Unterneh-

men, die zur Herstellung dieses Heftes beigetragen haben:

Markus Pieper	Frank Austrup
Julia Wienhöfer	Autohaus Thygs
„Alte Schmiede“, Fam. Ruthenbeck	Gaststätte Kixmüller
Postagentur Karman	Schuhhaus Raesfeld
NTT Riedi-med, Guido Riediger	Haus Westermann
EDEKA-Markt Capelle, Bianca Jehle	Elektro Bernhard Wienken
Restaurant Domhof-Tennhoff	Gasthaus Kixmüller
Karadeniz, Kesbap Döner Haus, Capelle	
Provinzial-Versicherung Rengshausen-Schulte	
Kaufhaus Josef Borgard	Tischlerei Werner Wieden-
horst	
Foto-Parfümerie Worms	Trinkparadies Möller
Uhren-Schmuck-Gravuren Grube	Thygs GbR
Plettenberger Hof	Malerbetrieb Wolfgang Hülsbusch
Fernseh Dworak	Schuhhaus Bomholt
J&H Kersting	EP: Wenner
Landtechnik-Schlosserei Limberg	Sanitär-Heizungstechnik Albrink
LVM-Versicherungen-Immobilien Michael Höcke	

**Herausgeber:** Heimatverein Nordkirchen e.V.  
August 2004

**Text und  
Heftgestaltung:** Hubert Kersting

**Quellen:** Volkskundliche Kommission für Westfalen  
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

**Druck:** Druck u. Medienhaus Rademann  
Lüdinghausen

## **Inhaltsverzeichnis**

	<b>Seite</b>
Bräuche – gestern, heute, morgen	9
1. Neujahr	15
2. Dreikönigsfest	20
3. Lichtmess	23
4. Valentinstag	26
5. Karneval / Fastnacht	28
6. Palmsonntag	31
7. Karwoche	33
8. Bräuche rund um Ostern	37
9. Ostern, das Fest der Spiele	39
10. Weißer Sonntag	41
11. Erster Schultag	43
12. Walpurgisnacht	45
13. Maibaum	46
14. Muttertag	47
15. Pfingstbräuche	53
16. Lambertus	57

17. Erntedankfest	59
18. Halloween	61
19. Das Schlachten	63
20. St. Martin	67
21. Volkstrauertag und Totensonntag	69
22. Bräuche zur Adventszeit	72
23. Advent	73
24. Adventsblasen (1. Advent)	73
25. Andreastag	74
26. Rorate oder Engelamt	74
27. Adventskranz	75
28. Barbarazweig	76
29. Nikolaus	78
30. Entwicklung des Heiligen Abends	80
31. Geschenkebringer zu Weihnachten	82
32. Bräuche zum Jahreswechsel	84
33. Freitag, der 13.	87

## **Bräuche – gestern, heute, morgen**

Paul Sartori hat in seinem umfassenden Werk über „Sitte und Brauch“, das zwischen 1910 und 1914 veröffent-

licht wurde, geschrieben: „Sitte und Brauch, die erhaltenden Mächte im Volksleben, haben Millionen von Menschen glücklich gemacht, haben ihnen Halt gegeben und ihnen ein glückliches und behagliches Dasein gewährleistet. Aber sie haben auch Tausende in quälende Fesseln geschmiedet, geknechtet und zu Märtyrern gemacht. Sie sind nur allzu oft für das Handeln das geworden, was für die Rede die leere Phrase ist. Sie wollen doch nun einmal allem Tun die typische Form aufdrängen, auch da, wo die Persönlichkeit ihr eigenes Gepräge zum Ausdruck bringen möchte“.

Bräuche fordern uns heraus: Viele von ihnen gehören wie selbstverständlich zu unserem Alltag, andere sind längst in Vergessenheit geraten und wieder andere sind neu und ungewohnt. Sie alle haben aber eines gemeinsam: Sie sind ein Produkt gesellschaftlicher Zustände und spiegeln als solches Befindlichkeiten, Wünsche und Probleme.

Bräuche verbinden sich mit bestimmten Terminen und wichtigen Handlungen oder Ereignissen im Leben der Menschen: Weihnachten, Dreikönigstag, Petristuhlfeier, Lichtmess, Karneval, Ostern, Maitag, Pfingsten, Lambertus, Michaelis, Erntefest, Martinstag, Nikolaustag, Barbaratag ... Die Liste dieser terminlich gebundenen Bräuche ließe sich problemlos weiterführen. Die meisten der an die einzelnen Termine im Jahr geknüpften Bräuche sind zweifellos bekannt. Sie dokumentieren das Bedürfnis nach Gliederung der Zeit, welches das Leben in den Siedlungen und Dörfern nachhaltig, ja bis in die

heutige Zeit hinein, geprägt hat. Das liturgische Jahr wirkte sich auf die Gliederung der Monate und Wochen aus und auch der einzelne Tag wurde von dieser religiösen Mitte her gegliedert. In sinnvoller Folge lösten sich Arbeit und Ruhe, Ruhe und Arbeit ab. Die zeitliche Gliederung des Tages, der Woche, des Monats und des Jahres findet sich in rudimentär immer noch vorhandenen Bräuchen und Redensarten wieder („auf geht’s“, Morgengebet, Abendgebet, Abendläuten, Aufräumen des Hofraumes am Samstag...).

Neben den Bräuchen, die an bestimmte Termine im Jahreslauf geknüpft sind, gibt es diejenigen, die einen engen Bezug zu den sogenannten „rites des passages“ (d.h. den Übergangsriten) haben: mit Geburt und Tod, Verlobung und Hochzeit, Kommunion, Firmung und Konfirmation verbinden sich mannigfaltige Bräuche, die uns die besondere Bedeutung dieser Übergänge vor Augen führen.

Nicht alle Bräuche lassen sich in die Kategorien „termin- gebundene Bräuche“ (Bräuche im Jahreslauf) und „nicht-termingebundene Bräuche“ (Bräuche im Lebenslauf) eingliedern.

Schulbeginn, Schlachten, Ernten, Gautschen oder das Richtfest scheinen sich beispielsweise dieser Kategorisierung zu entziehen, was wieder einmal zeigt, dass Kategorien nur eine „Krücke“ darstellen, die uns helfen soll, ein Phänomen, das ausgesprochen vielschichtig und komplex ist, in den Griff zu bekommen.

Die Frage nach den Akteuren und dem Publikum von

Bräuchen ist letztlich eine Frage nach der Funktion des jeweiligen Brauches. Bräuche sind zeit-, raum- und funktionsgebunden. Welchen Sinn sie für eine bestimmte soziale Gruppe beinhalten, können wir aber nur dann herausfinden, wenn wir genau untersuchen, wann ein bestimmter Brauch, wo, von wem und unter welchen Bedingungen ausgeübt wurde. Viele Bräuche der religiös-agrarisch strukturierten Lebenswelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurden von der Gemeinschaft der unverheirateten Burschen und/oder Mädchen getragen. Sie erwiesen sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als wichtigste Brauchträger in Westfalen. Das Publikum für ihre Bräuche, bei denen es häufig um das Anbandeln ging, war die Dorf- oder Hofgemeinschaft, die gleichsam zum Zeugen der sich anbahnenden zarten Verbindungen wurde.

Viele Bräuche, die um die Wende zum 20. Jahrhundert noch von den jungen, unverheirateten Leuten gepflegt wurden, entwickelten sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zu Kinderbräuchen. Als Beispiel sei das Lambertussingen in Münster und Umgebung genannt, bei dem sich vor dem 2. Weltkrieg noch so manche Verbindung hatte knüpfen lassen. Heute wird der Brauch von Grundschulern (und ihren Eltern) gepflegt, die am 17. September mit Laternen singend zur Lambertuspyramide ziehen und dort die überlieferten Lambertusspiele und -lieder zum Besten geben. Interessant ist auch hier, dass das Liedgut weitgehend unverändert fortbesteht, während sich die Gruppe der Brauchträger grundlegend geändert

hat.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass sich die Brauchträger in der Geschichte bestimmter Bräuche häufig ändern. Viele Erwachsenenbräuche werden heute von Kindern geübt und manch ein Handwerkerbrauch ist in abgewandelter Form in einem ganz anderen Umfeld wiederzufinden. Eine Reihe von Bräuchen, die vor hundert Jahren eher in einem öffentlichen Umfeld stattfanden, gehören für uns heute in die Privatsphäre der Familien, womit – dies liegt nahe – auch ein Wandel bei den Brauchträgern, beim Brauchpublikum und dementsprechend auch ein Funktionswandel verknüpft war.

Viele Menschen verbinden mit dem Substantiv „Brauch“ automatisch das Attribut „alt“. Warum ist dies so? Machen Bräuche für sie nur dann Sinn, wenn sie möglichst alt sind? Haben die neueren Bräuche wie Halloween oder Treppereifen demnach keine Daseinsberechtigung?

Auch die Volkskunde hatte sich bis in die 1930er Jahre hinein der Suche nach „alten“ und „ursprünglichen“ Bräuchen verschrieben. Die mythologische Brauchforschung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (J. Grimm; Mannhardt u.a.) verfolgte das Ziel, eine germanische Kontinuität bei Bräuchen, Liedern, Sagen usw. nachzuweisen. Die Bräuche wurden als „zersprungene Splitter eines großen Mosaikbildes“ aufgefasst, das man zu rekonstruieren hoffte und dessen Ursprünge man in

vorchristlicher Zeit vermutete. Das Problem bei dieser Art von Brauchforschung war einerseits, dass man eine zeitliche Kontinuität voraussetzte, die vollkommen ahistorisch ist, d.h. man nahm an, dass sich ein Brauch über 2000 Jahre hinweg, allen Wirren der Geschichte zum Trotz zumindest in Bruchstücken hat fortpflanzen können. Zum anderen steckt hinter dieser Sichtweise auch das Konstrukt eines Menschen, der sich niemals und durch nichts verändert – eine Vorstellung, die uns eigentlich das Fürchten lehren sollte. Trotzdem werden Heimatforscher und Volkskundler auch heute noch mit dem Ansinnen konfrontiert, bestimmten Vereinen oder Brauchveranstaltungen wie historischen Stadtfesten, Weihnachtsmärkten oder Umzügen durch den Nachweis einer jahrhundertealten Tradition besondere Ehrwürdigkeit zu verleihen. Als ob die Daseinsberechtigung eines Schützenvereins dadurch gewährleistet wäre, dass er in einer Quelle von 1612 erstmals erwähnt wurde! Und ist der Weihnachtsmarkt in Münster nicht mehr ganz so schön, wenn man weiß, dass er „nur“ auf eine 30jährige Vergangenheit zurückschauen kann?

Bräuche stellen meist äußerst komplexe Gefüge dar, deren Träger und Inhalte einem historischen Wandel unterworfen sind. Es bringt uns nicht weiter, Bräuche lediglich nach ihrem Alter zu beurteilen. Wir müssen vielmehr nach der vergangenen und gegenwärtigen Funktion der Bräuche fragen. Erst wenn wir sie in eine konkrete Umwelt mit allen ihren zeitbedingten Erscheinungen hineingebettet vorfinden und untersuchen, können wir Bräuche richtig beurteilen.

Bräuche können und sollen Spaß machen! Aber sie sind mehr als pittoreske Überbleibsel einer vermeintlich „guten, alten Zeit“. Bräuche fordern uns heraus: zum Nachfragen, zur Stellungnahme und zum Disput über Vergangenes und Gegenwärtiges. Dieses Potential sollten wir nutzen!

## **Bräuche im Jahreslauf**

### **Jahresanfangbrauchtum**

#### **Neujahr**

Dionysius Exiguus, der im 6. Jahrhundert Ostertermine neu zu berechnen beauftragt wurde, stellte der Aera martyrum die Jahre nach Christi Geburt, anni domini nostri Jesu Christi, zur Seite. Dabei setzte er das 247. Jahr der Zeitrechnung nach der Ordnung Diokletians mit dem 531. Jahr nach Christi Geburt gleich. Die Geburt Christi wurde so auf den 25. Dezember des Jahres festgelegt, das dem Jahr 1 unserer Zeitrechnung vorangeht. Die Geburt Christi als Bemessungspunkt für Zeitangaben ist bis in die Gegenwart die wichtigste Jahresbezeichnung geblieben. Der Zusatz „Anno Domini“ - im Jahr des

Herrn, abgekürzt: A.D. - bezeichnet die christliche Zeitrechnung. Um die Jahre vor und nach Christi Geburt deutlich benennen zu können, bürgerte sich die Angabe „vor Christi (Geburt)" / „vor Christus" bzw. „nach Christi (Geburt)" / „nach Christus" ein.

Auch wenn der Jahrtausendwechsel nun Ende 1999 be-  
gangen wurde, scheint in der Euphorie vergessen, dass  
diese Jahreszählung, die das Millennium stattfinden  
lässt, nur für die Christen gilt: Ob Muslime, Juden, Hin-  
dus oder Buddhisten – sie alle zählen die Jahre anders  
als die Christen. Und wenn auch die durch das Christen-  
tum eingeführte Jahreszählung heute weltweit in Korres-  
pondenz, Verwaltung und bei der Benennung von Ab-  
fahrt- und Ankunftszeiten zugrunde gelegt wird: Der Re-  
spekt vor den Jahressystemen anderer Religionen müsste  
uns eigentlich ein wenig bremsen, ein „weltweit" einma-  
liges Ereignis zu konstatieren.

Mit der größten Selbstverständlichkeit wurde von jeder-  
mann der 31.12. als der letzte Tag des Jahres 1999, des  
dann verflissenen Jahrhunderts und Jahrtausends ange-  
geben. Der 31. Dezember als Jahresende und der 1. Ja-  
nuar als Jahresanfang sind aber willkürliche Setzungen,  
Buchhaltertermine ohne kulturelle oder religiöse Ver-  
wurzelungen. Dennoch gibt es diesen Termin schon seit  
mehr als 2.000 Jahren: 46 vor Christus hat ihn Julius  
Caesar bei seiner - später sogenannten - Julianischen  
Kalenderreform eingeführt. Caesar löste mit dieser Set-  
zung offiziell den 1. März als Jahresbeginn ab, der bei  
der Revision des römischen Kalenders 153 vor Christus  
festgelegt worden war.

Der 1. März wurde aber auch nach der Julianischen Kalenderreform von vielen Menschen beibehalten. Bis in unsere Tage lässt sich dies noch an unseren Monatsnamen ablesen: Der September (lat. septem = sieben) und der Dezember (lat. decem = zehn) geben noch die alten Monatsfolgen an, wenn vom März als erstem Monat gezählt wird. Die Erinnerung an den 1. März als Jahresbeginn sind mit den Orakelbräuchen an diesem Tag (Orakeltag) und seiner Eignung als Verlobungstag verbunden. Wer um Mitternacht dreimal sein Bett umrundete, sollte seinen künftigen Ehepartner sehen.

In christlicher Zeit ergaben sich neue Jahresanfangstermine, obgleich als offizielle Termine immer der 31. Dezember bzw. der 1. Januar gegolten haben. Im christlichen Abendland gab es verschiedene Jahresanfänge nebeneinander und - zum Teil - auch wechselnde Termine in Kanzleien und Regionen. Nach der Gregorianischen Kalenderreform 1582, als der offizielle Kalender wieder den Jahreszeiten angepasst wurde, setzte sich ganz allmählich der 31. Dezember als Jahresende und der 1. Januar als Jahresbeginn durch. 1691 hat Papst Innocenz XII. (1691 - 1700) diesen Jahresbeginn anerkannt.

Freigiebigkeit zu Neujahr sollte reichen Geldsegen einbringen. Im Norden Deutschlands haben früher einmal in manchen Orten vor den Häusern Tische gestanden, von denen man sich bedienen konnte, ja musste, wollte man nicht die Schuld am fehlenden Glück der anderen übernehmen. Auf Helgoland hielt der Wirt in der Neujahrsnacht seine Gäste frei. Aller Anfang geht mit, sagt der heilige Augustinus. Der Glaube, dass Form und Inhalt eines Neuanfangs die ganze restliche Folge prägen,

ist uralt. Nicht nur jüdischer Tradition entspricht es, alte Schulden im alten Jahr zu begleichen. Das neue Jahr hat man frisch gewaschen zu begrüßen, symbolisch wird der alte Schmutz abgewaschen. Oft gehörte dazu, dass man völlig neu eingekleidet war. Die Reinigung vom Alten bietet im neuen Jahr Schutz. Was an Neujahr geschah, hatte nach dem Glauben unserer Vorfahren Auswirkungen auf das ganze Jahr. Entsprechend heißt es im Erzgebirge: Wenn man Neujahr etwas falsch macht, geht es das ganze Jahr verkehrt. Streit ist deshalb Neujahr tabu, Ordnung in allen Bereichen oberste Pflicht, ebenso Überfluss bei Essen und Trinken, damit niemand im neuem Jahr hungern muss.

Belege für schriftliche und dann auch für gedruckte Neujahrswünsche, oft mit Neujahrssprüchen verbunden, gibt es seit dem 15. Jahrhundert. Das Neujahrgewinnen stellt eine Sonderform des Überbringens von Neujahrswünschen dar. Es wird versucht, einem anderen mit dem Neujahrsglückwunsch zuvorzukommen. Wer es schafft, kann von dem anderen ein Geschenk verlangen. Dieser bis heute geübte Brauch überdeckt den ursprünglichen Sinn, bei dem gute Wünsche (= Glückwünsche) den eventuellen schlechten Wünschen (= Unglücksdrohungen) zuvorzukommen sollten, um diese zu bannen. Die Hoffnung und der Glaube, dass man das Glück herbeizwingen könne, sind tief verwurzelt. Glück wird beschworen durch symbolische Gaben, durch das Verschenken von Glückssymbolen oder Glücksbringern: Glücksschwein, Glückspfennig, Hufeisen, Glücksklee, Schornsteinfeger-Figuren. Neujahrsbesuche waren mit dem Überbringen von Neujahrsg Gebäck verbunden. Ein im Rheinland und Westfalen übliches Neujahrsg Gebäck

ist das „Neu-jährchen“, zugleich auch Bezeichnung für die Neujahrsgabe an Dienstboten, Briefträger, Müllabfuhr usw. Natürlich kann das Neu-jährchen auch in Form eines Trinkgeldes ausgezahlt werden.

Kalender zum neuen Jahr zu schenken ist heute weit verbreitet. Seit dem 16. Jahrhundert hat der Kalender (lat. calendae, der erste Tag eines Monats) als Jahrestafel - zunächst nur der Gebildeten - immer wieder neue Formen angenommen und Funktionen übernommen. Schon im 17. Jahrhundert übernahmen Kalender repräsentative Funktionen, wenn sich die Domkapitel mit den Wappen der Domkapitulare darstellten, die Kalender also nicht nur die Jahrestage und liturgischen Angaben aufzeigten. Diese Kalender waren schon keine immerwährenden Kalender mehr, sondern wurden bereits für konkrete Jahre im voraus gedruckt. Bis zur Aufklärung entwickelte sich der Kalender zu einem oft künstlerisch gestalteten Sammelwerk, das Wetterregeln, Heiligen- und Kalendergeschichten, die sprichwörtlichen Kalendersprüche, Ratschläge für Garten und Lebensführung sowie liturgische Hinweise beinhaltete. In Zeiten, wo die Einhaltung zeitlicher Vorgaben von entscheidender Bedeutung war, setzten sich Kalender als unentbehrliche Hilfsmittel durch. Heute gibt es elektronische Kalendern in Kleincomputern, als Software auf dem Rechner oder Abreiß-, Block- und Kunstkalender aller Stilrichtungen.

Weil der Anfang eben mitgeht, soll am Anfang des neuen Jahres die Harmonie stehen. Der Neujahrstanz drückt dies aus. Es ist die Bezeichnung für den ersten Tanz im neuen Jahr, der Harmonie und Zuneigung ausdrückt, die im ganzen Jahr erhalten bleiben soll. Was den einen der

Neujahrstanz ist, ist den Niederländern (und manchem Niederrheiner) das Neujahrs-schlittschuhlaufen. Zu Neujahr trifft man sich zu diesem gemächlich geselligen Treiben und trinkt anschließend im Freundeskreisen miteinander Kakao.

Der Januar, der erste Monat des Kalenderjahres, ist benannt nach Janus, dem doppelgesichtigen römischen Gott des Ein- und Ausganges (lat. ianus = Torbogen, Gang, Durchgang). Als 46 vor Christus das römische Jahr nicht mehr von März bis Februar gerechnet wurde, fügte man die Monate Januar (Januarius, Jänner) und Dezember ein.

### **Dreikönigsfest (6. Januar)**

Als einziger der Evangelisten berichtet Matthäus von den Männern, die aus dem Osten kommen, um das Kind anzubeten. Doch ist bei ihm weder von Königen noch von der Dreizahl die Rede. Erstmals spricht der griechische Kirchenlehrer Origines (+ um 254) von drei Magiern. Deren Zahl ist offenbar beeinflusst durch die Geschenke, die Matthäus erwähnt: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Die Bezeichnung der drei als Könige ist indes erst seit dem 6. Jahrhundert nachweisbar. Drei Jahrhunderte später erhalten die Könige Namen: Caspar, Melchior und Balthasar. Eine Hochblüte erlebte das Dreikönigs-Fest im 15. Jahrhundert. Von den Krippenspielen beeinflusst, wirkte es in Volksglauben und Umzügen lange nach. Auf die Könige ließen sich sowohl die biblischen Rassen (Semiten, Chamiten und Japhetiten, die Nachfahren der Söhne Noahs) als auch die drei Lebens-

alter typisierend verteilen. Nachhaltiger wirkte jedoch die Zuordnung zu den drei bekannten Erdteilen. So wurde Caspar seit den spanischen und orientalischen Kreuzzügen zum Mohrenkönig. Wegen seiner oft bizarren Ausgestaltung, vor allem bei Dreikönigsspielen, avancierte er zu einer beliebten Volksfigur und fand sogar Eingang ins Puppentheater - als das ins Komische gekehrte Kasperl.

Der Brauch, den Türbalken mit der Zeichenfolge „C + M + B“ (und der Jahreszahl) zu markieren, ist ein Segen zum Jahresbeginn, der Unheil von Haus und Hof fernhalten und Segen bringen sollte. Eigentlich stehen die Buchstaben für „Christus mansionem benedicat“ (Christus segne dieses Haus). Doch vielen Menschen erschienen die legendären Namen der Könige anschaulicher. Überhaupt schrieb das späte Mittelalter den drei Königen mancherlei Schutzfunktionen zu. Im kölnischen Raum waren Drei-Königs-Zettel im Gebrauch, deren Besitz vor Ungemach bewahren sollte. Manche Glocke trug zur Abwehr von Unwetter die als Initialen der Könige gedeuteten Buchstaben. Noch im 18. Jahrhundert waren Drei-Königs-Bannsprüche gegen Feuer, Seuchen und Unfälle verbreitet. Selbst noch heute gebräuchliche Gasthausnamen wie „Zur Krone“ oder „Zum Stern“ knüpfen an mittelalterliche Reisesegen an. Mit dem Drei-Königs-Tag als Jahresbeginn hängen auch Losbräuche der Zukunftserforschung zusammen. Noch heute ist es in einigen Regionen an diesem Tag üblich, ein Metallstück oder eine Bohne in einen Kuchen einzubacken, um den zu ermitteln, dem das Glück im neuen

Jahr besonders geneigt sein werde, oder - auf die Heiligen Drei Könige umgedeutet - um herauszufinden, wer für einen Tag König sein dürfe.

Das Sternsingen breitete sich im 16. Jahrhundert im Zuge der Gegenreformation aus. Den Quellen nach haben Kloster- und Chorschüler an Bischofssitzen und Stiften den Brauch eingeführt. Mit Alben, Kronen, Weihrauchfass und drehbarem Stern versehen, zogen die Sänger von Haus zu Haus, trugen überlieferte Sprüche und Lieder vor und erheischten Gaben. Die reformatorische Kritik an der Verehrung der Könige fand im Sternsingen und in Dreikönigsspielen eine katholische Antwort. In vielen Pfarrgemeinden wird dieser Brauch auch heute noch ausgeübt. Die Messdiener, die als Könige verkleidet von Haus zu Haus ziehen, erbitten nicht für sich, sondern für Projekte in Entwicklungsländern, die Kindern zugute kommen, eine Gabe. In Deutschland koordiniert seit 1959 das Kindermissionswerk in Aachen die Sternsinger-Aktion.

Neben dem Sternsingen erinnert heute noch der Krippenbrauch an die heiligen Männer. Seit jeher boten sie Möglichkeiten zu szenischen Veränderungen der Krippe. Zunächst am Rand stehend, rücken sie täglich näher zur Kerngruppe heran, um ihr Reiseziel auch optisch erkennbar werden zu lassen. Gestalt und Ausstattung der Könige sind bei allen Unterschieden tradiert. Oft lässt sich noch eine Linie bis zur Beschreibung des englischen Mönches und Kirchenlehrers Beda Venerabilis nachempfinden, der um 700 die Magier genauestens zu beschreiben wusste und sie sowohl den drei Lebensal-

tern als auch den drei bekannten Erdteilen zuordnete: Der junge Caspar vertritt als Schwarzer Afrika; der greise Melchior ist geschmückt wie ein europäischer König; Balthasar steht in den besten Jahren und repräsentiert den asiatischen Kontinent. Dass zuweilen auch Balthasar der älteste der Könige sein kann, geht auf den großen ikonographischen Einfluss des „Altars der Stadtpatrone“ (1445) von Stephan Lochner zurück, der seit 1809 unter dem traditionellen Namen „Kölner Dombild“ den Dom schmückt.

## **Lichtmess (2. 2.)**

### **Kerzenweihe, Zahntag und essen „wie die Scheunendrescher“**

Das Fest Mariä Lichtmess war ab dem 10. Jahrhundert nicht nur der Tag der Lichterprozessionen und Kerzenweihen, auch als erster Tag des neuen Wirtschaftsjahres hatte der 2. Februar für die landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft eine besondere Bedeutung. Zu Maria Lichtmess geht die Zeit der kurzen dunklen Wintertage vorüber. Man versuchte man ab diesem Tag ohne Lampen und Kerzenlicht auszukommen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein brachte die zunehmende Helligkeit einen völlig anderen Tagesablauf mit sich: Die Menschen arbeiteten wieder mehr draußen, da nun die Feldarbeit vorbereitet werden musste. Das Stubenhocken hatte ein Ende, die abendlichen Spinnstuben wurden aufgelöst.

Da an Maria Lichtmess ein neues Wirtschaftsjahr begann, waren an diesem Tag auch Zins, Pacht und Lohn

fällig. Die Dienstboten erhielten am 2. Februar ihren Jahreslohn, der nicht nur in Geld, sondern auch in Sachwerten ausgezahlt wurde. Deshalb bot sich dieser Termin für sie auch zum Stellenwechsel an. Der Lichtmess-Termin war die letzte Möglichkeit, Schulden aus dem Vorjahr zu begleichen. Wer es auf diesen allerletzten Zahltermin ankommen ließ, galt als unzuverlässig und wurde in Westfalen auch "Lechtmis" genannt.

Weil sich der Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Arbeit jetzt wieder nach draußen verlagerte, sollten bis Lichtmess die Drescharbeiten erledigt sein. Für einen Großknecht galt es als Schande, wenn am 2. Februar noch nicht ausgedroschen war. Zum Abschluss der Drescharbeiten gab es ein gemeinsames Essen, bei dem die Männer „wie die Scheunendrescher“ zuschlagen konnten.

Die frühere Bedeutung des Lichtmess-Festes lässt sich auch an vielen alten Sprichwörtern, Redensarten und Wetterregeln ablesen, die sich auf dieses Datum beziehen. So war im nördlichen Westfalen die Wetterregel "Lichtmess hell und klar, gibt ein gutes Weizen-, Roggen- und Flachs-jahr" allgemein bekannt.

An Lichtmess konnte man einer alten Regel zu Folge auch auf die wirtschaftlichen Fähigkeiten der Bauern schließen: „Lichtmess lecht, is de Buer en Knecht, Lichtmess dunkel, is de Buer en Junker.“ Das bedeutet, dass ein Bauer, dessen Heu- und Kornboden an Lichtmess schon hell, also abgeräumt war, schlecht mit seinen Erträgen gewirtschaftet hatte. Er taugte also nicht zum selbstständigen Bauern, sondern nur zum angestell-

ten Knecht.

In unserer Industriegesellschaft hat das Lichtmess-Fest, das auf bäuerliche Strukturen und Wirtschaftsabläufe zugeschnitten war, für die meisten Menschen keine große Bedeutung mehr. Weil sich ihre Lebenssituation ändert, verstehen die Menschen die Bräuche um das Lichtmess-Fest nicht mehr. Bräuche die nicht mehr geübt und verstanden werden, geraten in Vergessen. Das ist ein ganz normaler Prozess.

Seinen Ursprung als katholischer Feiertag hat Mariä Lichtmess in dem Gesetz Moses, das jüdischen Müttern vorschreibt, 40 Tage nach der Geburt mit ihren Kindern in den Tempel zu gehen. Indem sie eine Taube oder ein Schaf opfern, endet für sie die Zeit der Unreinheit. Bereits im 4. Jahrhundert wurde das Fest in Jerusalem mit Prozessionen gefeiert. In Europa entwickelte sich das Fest zu einem Termin für die Kerzenweihe, daher stammt auch der Name „Lichtmess“. Die geweihten Kerzen wurden zu besonderen Anlässen angezündet wie Geburten, Taufen, Erstkommunion, Hochzeit und Sterbetag aber auch bei schweren Unwettern, zum Fernhalten „böser Geister“ und als Mittel gegen Viehkrankheiten.

### **Valentinstag (14.02) ein Fest mit vielen Fragezeichen**

Der Valentinstag, der am 14. Februar begangen wird und dem Märtyrer Valentin geweiht ist, erfreut sich mittlerweile auch in Deutschland einer gewissen Akzeptanz.

Werbebrochüren, Plakate und Annoncen machen uns darauf aufmerksam, dass wir an diesem Tag unserer Liebsten ein kleines Präsent überreichen sollen. Überdies kann man per Kleinanzeige Liebesgrüße an den oder die Angebetete übermitteln. Noch um 1950 herum war der Valentinstag als „Tag der Liebenden“ in Deutschland weitestgehend unbekannt: den Käufern von Blumenpräsenten wurde empfohlen, ihrem Geschenk ein vom Floristenverband herausgegebenes kleines Informationsblättchen beizugeben, um sicher zu gehen, dass die Adressatin des Präsentes den Sinn desselben auch verstand.

In England und auch in Frankreich war der Valentinstag als höfisches Liebesfest bereits seit dem 14. Jahrhundert bekannt. Hier hatte sich unter den jungen unverheirateten Männern der Brauch etabliert, am Valentinstag oder am Abend zuvor aus einer Lostrommel einen Zettel mit dem Namen einer jungen - ebenfalls unverheirateten - Dame zu ziehen. Für die Dauer von einem Jahr galt dieses Paar als in Freundschaft verbunden - selbstverständlich in aller Ehrbarkeit. Blumen, kleine Geschenke und Gedichte konnten diese Freundschaft vertiefen, auch eine spätere Heirat war nicht ausgeschlossen. Die Funktion dieses Brauches, der sich im Laufe der Jahrhunderte dahingehend veränderte, dass man nun einem wesentlich erweiterten Personenkreis Glück-wunschkarten und kleine Präsente zukommen ließ, liegt auf der Hand. Seine Ursprünge sind dahingegen nach wie vor ungeklärt. Das „Parlament der Vögel“, eine berühmte allegorische Dichtung des Engländers

Geoffrey Chaucer mit sage und schreibe 100 Strophen, das als ein Katalog der Zweisamkeit für alle Heiratslustigen verstanden werden kann, legt den Schluss nahe, dass der 14. Februar bereits im Mittelalter als Tag der Verliebten galt. Warum sich aber im Laufe der Zeit verschiedene Valentinslegenden mit diesem Datum verquickten, bleibt unverständlich, zumal der Hl. Valentin als Schutzpatron für Gicht- und Epilepsiekranke gilt. Auch Erklärungsansätze, nach denen der Valentinstag auf ein Fest zu Ehren der römischen Göttin Juno oder eine indische Sage zurückzuführen ist, können weder bestätigt noch widerlegt werden. Eine andere Begründung für die enge Beziehung des 14. Februars zum Thema „Verlobung und Hochzeit“ mag die Tatsache sein, dass an diesem Tag ursprünglich das Fest der Reinigung Mariens gefeiert wurde. Liturgisch beschloss man die Zeit zwischen Epiphanie und dem 14. Februar mit einer Antiphon (Wechselgesang), die die Ankunft des Bräutigams besingt (die Ankunft Jesu zur Himmlischen Hochzeit). Dieser Zusammenhang ist auch nach Verlegung des Festes der Reinigung Mariens auf den 2. Februar im Gedächtnis geblieben.

In Westfalen galt der 14. Februar lange Zeit als Unglückstag, weil er der Geburtstag des Jesusverrätters Judas sein sollte. Alles, was man an diesem Tag anfasste, ging schief. Nichts hätte also ferner gelegen, als an diesem Tag Liebesgaben zu verschenken. Erst massive Werbekampagnen der Floristen seit den 1950er Jahren sowie die Tatsache, dass die unglückverheißende Wirkung des 14. Februar allmählich in Vergessenheit geriet, vermochten das Geschenkfest auch in Westfalen zu etablieren.

## **Rummelpott und Teufelsgeige: Zu Fastnacht geht es in Westfalen um die Wurst**

Wenig zu sagen haben die Männer an Weiberfastnacht, denn an diesem Tag herrschen die Frauen. Dieser Brauch geht wahrscheinlich auf die sogenannten Weiberzechen zurück, die bis ins 19. Jahrhundert hinein in den Städten bekannt waren. An diesen Festen durften nur verheiratete Frauen teilnehmen. Dabei schlüpften die Frauen zum Teil in Männerrollen. Weiberfastnacht wie wir es heute kennen, kam in den 1950er Jahren auf.

An Weiberfastnacht müssen die Männer tun, was die Frauen wollen. Als äußeres Zeichen des Machtverlustes werden den Männern die Schlipse abgeschnitten oder die Schnürbänder aus den Schuhen gezogen. Oft nehmen die Frauen den Männern ein Pfand ab, wie zum Beispiel eine Mütze. Das müssen die Männer dann wieder auslösen - meist gegen alkoholische Getränke. Die Bezeichnung "Altweiberfastnacht" rührt übrigens nicht daher, dass hier vor allem betagte Damen feierten. Die Brauchträgerinnen waren in erster Linie die verheirateten Frauen, die sonst im Brauchleben seine sehr untergeordnete Rollen spielen.

Andernorts war der Donnerstag vor Rosenmontag der Festtag der Kinder, so zum Beispiel im Sauerland und im Paderborner Land. Im Hochsauerland durften die Schulkinder an "Lütkefastnacht" im leergeräumten Klassenzimmer ausgelassen tanzen und gemeinsam gekauften Weizenstuten essen.

In den anderen Regionen des Sauerlandes und Paderborner Landes zogen an diesem Tag größere Gruppen von etwa 25 Kindern verkleidet von Haus zu Haus, um dort mit einem Lied oder einem Spruch um Würste zu heischen. Die Kinder hängten die Mettwürste an einen Weidenstock, den so genannten Spit. Wahrscheinlich gingen ursprünglich die Armen des Dorfes auf diesen Heischegang, mit der Zeit wurde er zu einem Brauch der Kinder, vermutet man heute.

Einen ähnlichen Brauch gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts am Rosenmontag oder Veilchendienstag in fast allen katholischen Orten Westfalens. Die jungen Burschen fanden sich an einem dieser Tage zum Wurstsingen oder Wurstaufholen zusammen und zogen verkleidet von Haus zu Haus. Einer der jungen Männer war dabei fast immer als "Bär", einige andere als Bärentreiber verkleidet. Der "Bär" war eine in Stroh eingewickelte Gestalt. Er wurde von den Bärentreibern in die Häuser getrieben und trieb selbst allerlei Possen zur Unterhaltung der Hausbewohner. Dabei gab es Schabernack, sketchartige Stegreifspiele sowie lärmende musikalische Darbietungen auf der Teufelsgeige, einem mannshohen Stock, an dem Schellen und eine Metallsaite befestigt waren, oder mit dem Rummelpott, einem mit einer Tierhaut bespannten Tontopf. Die Hausbewohner bedankten sich für die Unterhaltung, indem sie den Wurstsängern einen kräftigen Schluck ausschenkten. Waren Rummelpott und Teufelsgeige nicht vorhanden, wurden die Wurstsänger oft von einem Musikanten begleitet, der

verschiedene bekannte Melodien spielte. Bevor sie ein Haus weiter zogen, erhielten die Wurstsänger dann noch eine Mettwurst, die sie wie eine Trophäe an der mitgebrachten Gaffel (Gabel zum Strohaufschütten) oder an einem langen Stock befestigten. Nach dem Rundgang wurden die eingesammelten Würste gemeinsam gesessen. Der Brauch des Wurstsingens wird zwar immer seltener gepflegt, er ist aber in einigen Orten Westfalens noch bekannt.

Der Brauch hatte wohl damit zu tun, dass um Karneval herum auf vielen Höfen zum letzten Mal vor dem nächsten Herbst geschlachtet wurde und somit die begehrten Würste vorhanden waren. Vor Beginn der Fastenzeit konnte man noch einmal ausgiebig Fleisch, Fettgebackenes und Alkohol genießen.

## **Palmsonntag**

### **Geweihte Palmzweige sollten früher Blitz und Brand abhalten - Sie galten sogar als Medizin für Mensch und Tier**

Der engere österliche Festkreis wird durch den Palmsonntag eingeleitet. Die palmsonntägliche Liturgie erinnert an den Einzug Jesu in Jerusalem. Das bevorstehende Leiden Jesu auf der einen Seite und seine künftige Auferstehung auf der anderen Seite führen dazu, dass

sich mit dem Palmsonntag sowohl Trauer als auch Freude verbinden. Die Palmsonntagsbräuche orientieren sich sämtlich an der Liturgie dieses Tages. Der Brauch, in der Woche vor Palmsonntag dem Sonntag vor Ostern, sogenannte Palmstöcke anzufertigen, ist auch heute in Westfalen noch lebendig. Die Kinder ziehen am Palmsonntag zur Kirche, wo die selbstgefertigten Palmstöcke geweiht werden.

Im Münsterland bestehen die Palmstöcke in der Regel aus Buchsbaumzweigen, in anderen Landesteilen aus Zweigen der Salweide oder der Haselnuss. Heute werden die Palmstöcke meist in den Kindergärten und Grundschulen gefertigt. Kinder und Eltern schmücken gemeinsam die grünen Zweige mit buntem Krepppapier und Schleifenband.

Das Aussehen der Palmstöcke ist traditionell von Ort zu Ort sehr unterschiedlich: Die Formen der Palmstöcke reichen von kleinen Baumwipfeln mit vielen Ästen, über gerade Stöcke mit vielen kurzen seitlichen Verzweigungen bis hin zu kunstvollen kreuzförmigen Gebinden. Um die Wende zum 20. Jahrhundert herum wurden in den Zweigen vor allem bunte Schleifen aus Stoff und Papier, Heiligenbilder und unterschiedliche Lebensmittel wie Gebäck, Nüsse, Äpfel oder auch Bonbons befestigt.

Die geweihten Palmen werden in vielen katholischen Familien auch heute noch an besonderen Orten im Haus aufbewahrt. Um 1900 war der Glaube an die segenspendende Kraft der Palmzweige noch weit verbreitet. Deshalb zerteilte man die Palmbüschel und brachte möglichst in jedem Raum des Hauses sowie in

den Stallungen ein Zweiglein an. Vielfach wurden die Palmen auch unter das Dach des Hauses gelegt, teilweise sprach man ihnen sogar heilende Kraft gegen Krankheiten zu, deshalb wurde aus ihnen Tee zubereitet.

Um 1900 herum war es in den meisten Orten des Münsterlandes üblich, dass nur die Kinder die Palmen zur Palmweihe tragen durften. Aber auch an die kinderlosen Familien wurde gedacht: Die Kinder aus der Nachbarschaft brachten ihnen einige Zweige aus ihren Palmbüschen. Dafür erhielten sie als Dankeschön ein kleines Geschenk. In Sendenhorst legten die Kinder ihre Palmstöcke vor das Kreuz in der Kirche, wo sie geweiht wurden. Nach dem Hochamt wurden die geweihten Palmstöcke vor den Türen der Kirche verteilt. Alle Erwachsenen versuchten einen der begehrten Stöcke zu erlangen. Diejenigen, die keinen Palmstock mit nach Hause brachten, erhielten nämlich angeblich zu Ostern keine Eier.

Mancherorts verband sich mit dem Palmsonntag auch ein Heischebrauch. Die Kinder gingen von Haus zu Haus und sangen ein Heischelied, das speziell auf den Palmsonntag gemünzt war. Dafür bekamen sie Nahrungsmittel, die sie an ihren Palmstöcken befestigten und am Ende des Umzuges aßen.

Die Nationalsozialisten versuchten, den Palmbrauch als uraltes germanisches Erbgut darzustellen, das in Zusammenhang mit Fruchtbarkeitsriten zu sehen sei. Leider findet sich diese rassenpolitisch motivierte falsche Deutung des Brauches auch noch in neueren Veröffentlichungen. Das hat mit dem Brauch, der fest in das kirchliche Leben eingebunden ist, aber nichts zu tun.

## **Wenn die Kirchenglocken schweigen...**

### **In der Karwochen riefen früher Ratschen zum Gottesdienst**

Obwohl am Gründonnerstag bis zum Zweiten Weltkrieg in vielen Gegenden Westfalens tatsächlich grüne Gerichte auf den Tisch kamen, hat der Name Gründonnerstag nichts mit dem ersten sprießenden Frühjahrsgrün zu tun. Die Bezeichnung, die es schon im 13. Jahrhundert gab, stammt wahrscheinlich von "greinen", was so viel wie jammern, klagen oder weinen bedeutet.

Am Gründonnerstag beginnt nach dem "Gloria" die so genannte "stille Zeit", in der auch die Kirchenglocken schweigen. Die Aufgabe der Glocken übernahmen in vielen westfälischen Orten die "Rappeljungs", das waren Messdiener oder andere junge Burschen, die mit Lärminstrumenten zur Messe riefen. Die Kinder, die während der "stillen Tage" mit Klappern und Ratschen zum Gottesdienst gerufen hatten, gingen am Karsamstag von Tür zu Tür und sammelten Eier als Belohnung für diesen Dienst.

Auch in der Messe kamen bei der Wandlung statt der üblichen Schellen Ratschen zum Einsatz. Das Klappern und Rappeln, das bis zum Zweiten Weltkrieg in Westfalen die Stille der Kar-Tage durchbrochen hatte, wird heute vielfach wiederbelebt wie zum Beispiel in Beverungen (Kreis Höxter).

Nachdem die katholischen Gläubigen in der Messe am

Gründonnerstag das letzte Abendmahl Christi mit seinen Jüngern gefeiert haben, wird als Zeichen der Trauer jeglicher Kerzen- oder Blumenschmuck aus der Kirche entfernt.

Seit dem Mittelalter ist der Gründonnerstag ein beliebter Termin für Armenspeisungen. Mancherorts haben sich noch Relikte dieses Brauches erhalten: So wurden bis zum Ersten Weltkrieg in Ahaus (Kreis Borken) in der Kirche kleine Weizenbrötchen geweiht und nach der Messe an die Schulkinder verteilt. Die zu Zwieback gehärteten länglichen Brötchen wurden als "Ordensbrötchen" bezeichnet.

In vielen Orten Westfalens aß man am Gründonnerstag traditionell etwas Grünes: In Versmold im Kreis Gütersloh war es der "grüne Pfannkuchen": ein gewöhnlicher Eierpfannkuchen, in den man aber das erste Grün aus dem Küchengarten gebacken hatte. In Brockhagen im Kreis Gütersloh kam ein Gericht mit grünen Bohnen auf den Tisch. Gelegentlich hört man auch von eingekochtem Spinat. Hauptsache war, dass in allen Fällen etwas "Grünes" dabei war. Gern sind auch die ausgeschlagenen Triebe des Grünkohls, die so genannten "Kohlspruten", frischer Melde, junge Brennnesseln oder Giersch zubereitet worden. Im Kreis Siegen-Wittgenstein verwendete man auch Wiesenknöterich, Süßdolde, Sauerampfer oder Löwenzahn.

Die Westfalen bezeichneten den Karfreitag auch als "stillen Freitag". Sie vermieden möglichst jeglichen Lärm. Zimmerleute und Schmiede arbeiteten an diesem Tag nicht oder räumten allenfalls die Werkstatt auf. Da der Karfreitag für Protestanten der höchste Feiertag im

Jahr ist, galt für sie strikte Arbeitsruhe. Man zog sonn-  
tägliche Kleidung an (teilweise auch Trauerkleidung)  
und ging zum Abendmahlsgottesdienst. Die Katholiken  
besuchten die Messe und nutzten den Rest des Tages für  
verschiedene ruhigere Arbeiten in Haus und Hof. Eine  
noch heute verbreitete Fastenspeise am Karfreitag ist der  
"Struwen", ein Ölgebäck aus Mehl, Milch, Eiern und  
Rosinen. Andere Karfreitagsspeisen waren Milchreis,  
Stockfisch, eingelegter Hering, Biersuppe oder Krapfen.  
Teilweise verzichtete man auf zwei oder drei der täg-  
lichen fünf Mahlzeiten.

Die Bezeichnung Karfreitag geht übrigens auf den alt-  
hochdeutschen Begriff "chara" zurück, was soviel wie  
Klage oder Trauer bedeutet. In vielen katholischen Or-  
ten besuchten die Gläubigen am Karfreitag Kreuzweg-  
andachten oder Karfreitagsprozessionen. Dort, wo es  
keine gesonderten Andachten oder Prozessionen gab,  
wurde abends der Rosenkranz gebetet. In Pöbsen (Kreis  
Höxter), Menden (Märkischer Kreis)- oder Delbrück  
(Kreis Paderborn) finden auch heute noch die sogenann-  
ten "Kreuztrachten" statt. Das sind Prozessionen, in de-  
nen ein Christusdarsteller ein Holzkreuz trägt. In der Ba-  
rockzeit war diese Form von Prozessionen wesentlich  
weiter verbreitet. Zahlreiche Darsteller führten dabei die  
biblischen Schilderungen von der Verurteilung und  
Kreuzigung Jesu den Menschen bildlich vor Augen.  
Durch die Ausartung zu regelrechten Jahrmarktsveran-  
staltungen wurden viele Kreuztrachten von den Pfarrern  
verboten. Auch die Aufklärung trug zum Wegfall dieses  
Brauches bei. Die heutigen Kreuztrachten stellten inso-  
fern nur eine stark reduzierte Form des alten Brauches

dar.

Der Karsamstag war für die katholische Bevölkerung wegen der Feuer- und Wasserweihe von besonderer Bedeutung: Am Abend des Karsamstags wird auch heute noch vor vielen Kirchen das Osterfeuer entfacht. An ihm entzündet der Priester die Osterkerze und trägt sie in die dunkle Kirche. Die Gottesdienstbesucher entzünden dann ihre Kerzen an der Osterkerze. Mit diesem Licht wurde früher das heimische Herdfeuer neu entfacht. In vielen Kirchen stand Weihwasser in großen Holzfässern zum Abholen bereit. Die Leute kamen mit großen und kleinen Flaschen, die sie hineintauchten und vollaufen ließen.

In Attendorn (Kreis Olpe) ist es immer noch üblich am Karsamstag vor der Kirche ein Osterbrot zu weihen. Es ist mit Kümmel gebacken und an jedem Ende mit zwei Zipfeln versehen.

## **Bräuche rund um Ostern**

### **Liebesbeweise, erfundene Frühlingsgöttinnen und evangelische Osterhasen**

Noch heute wird manchmal behauptet, dass der Ursprung des Osterfestes ein altgermanisches Frühlingsfest ist. Diese Behauptung ist falsch, es hat nie einen germanischen Vorläufer des Osterfestes gegeben.

Den Termin des Osterfestes legte das Konzil von Nicäa

im Jahr 325 auf den ersten Sonntag nach Frühlingsvollmond fest. Deshalb schwankt der Ostertermin zwischen dem 22. März und dem 25. April. Diesen Termin übernahmen auch die Länder nördlich der Alpen als sie im 5. und 6. Jahrhundert christianisiert wurden. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass das christliche Osterfest ein heidnisches Frühlingsfest ablöste. Der Benediktinermönch Beda Venerabilis erfand im 8. Jahrhundert die Frühlingsgöttin Eostra oder Ostara als Namensgeberin für das Osterfest. Er hoffte, dass die englische Bevölkerung dadurch den christlichen Glauben leichter übernehmen würde. Das Wort Ostern leitet sich jedoch nicht von dem Namen irgendeiner heidnischen Frühlingsgöttin ab, sondern von dem althochdeutschen "ostarun". Dieses Wort bezeichnet das liturgische Geschehen am Morgen des Auferstehungstages. Ostern heißt also genaugenommen "Auferstehungsliturgie am Morgen".

Der Brauch ein Ei zu verschenken stammt aus dem kirchlichen und obrigkeitlichen Bereich. Zunächst waren es österliche Zinseier, die ab dem 9. Jahrhundert als Abgaben- und Spendenpflichten an ein Kloster, eine Kirche oder ein Spital abgeführt werden mussten. Im Laufe der Zeit wurden aus den Zinseiern Schenkeier, die Kirchen- dienern und Spitalpersonal zu Ostern geschenkt wurden.

Im 19. Jahrhundert wurden die Ostereier nur im südlichen Westfalen gefärbt. Kinder erhielten meist drei bis sechs Eier als Geschenk von ihren Paten. Im Wittgensteinischen wurden die Eier sogar mit Sprüchen versehen. Besonders kostbar bemalte Eier galten als Liebesbeweis. Die jungen Mädchen verschenkten sie an einen

von ihnen ausgewählten Jungen.

Bevor sich Industriefarben durchsetzten, wurden die Eier mit Naturstoffen wie Rote Beete, Zwiebelschalen, Spinat oder Moos gefärbt. Teilweise wurden die Eier in der Kirche geweiht. Diesen Eiern schrieb man einen übernatürlichen Nutzen zu. Ihre Schalen wurden gemeinsam mit der Asche des Osterfeuers auf die Äcker gestreut, um sie ertragreicher zu machen.

Der Osterhase taucht als Eierbringer erst im 17. und 18. Jahrhundert auf. In Westfalen galten der Fuchs oder der Kranich noch bis in die 1930er Jahre hinein als Eierbringer. In der Schweiz war es der Kuckuck, in Thüringen, Bayern und Österreich der Hahn. Der Osterhase ist vermutlich eine evangelische Erfindung, mit der die Protestanten den katholischen Osterbräuchen etwas entgegenzusetzen versuchten.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts verbreitete sich der Osterhase als Osterbote von den Städten auf das Land. In Westfalen begann er sich ab 1900 durchzusetzen und ist seit den 1930er Jahren allgemein bekannt.

### **Ostern, das Fest der Spiele**

Ob nun rund um das Osterfeuer, auf der Straße, an einem Flusslauf oder auf einer Wiese: Spiele haben zu Ostern Saison. Sie blicken in Westfalen teilweise schon auf eine lange Tradition zurück. Der spielerische Wettstreit einzelner Gemeinden um das höchste Osterfeuer oder

darum, wem es gelingen würde, das Osterfeuer der Nachbargemeinde vorzeitig abzubrennen, war und ist vor allem im Sauerland weit verbreitet. Am Osterfeuer konnte man aber noch manch anderes Spiel veranstalten: So stellten die jungen Burschen im Sauerland beim "Fackelschwingen" ihre Kraft und Geschicklichkeit unter Beweis: Zu diesem Zweck wurde ein Birkenstamm, der im Einzelfall auch schon mal drei Meter lang sein konnte, so mit Harz und Stroh präpariert, dass er im Osterfeuer entzündet werden konnte. Diese überlebensgroße Fackel wurde dann von ihrem Träger unter allgemeiner Bewunderung kreisförmig über dem Kopf geschwungen.

Das Osterhasseln wie es beispielsweise in Buldern betrieben wird, findet nicht am Osterfeuer, sondern auf der Straße statt. Für dieses Spiel benötigt man zwei Mannschaften, die sich in einigem Abstand voneinander aufstellen. Nun versucht jede der beiden Mannschaften, die jeweils andere Partei durch den Wurf mit der Hasselscheibe möglichst weit nach hinten zu drängen und auf diese Weise in die Zone der anderen Partei vorzustößen. Die Hasselscheibe muss so geworfen werden, dass sie auf der Straße rollt und von der gegnerischen Mannschaft mit den Beinen gestoppt werden kann. Ein Schiedsrichter entscheidet, welche Partei als Sieger vom Platz geht.

Das sogenannte Schwengellangziehen, das sich in Lüdinghausen einiger Beliebtheit erfreute, ist wohl ein Brauch, der heute nicht mehr gepflegt wird. Bei diesem Spiel fassten sich 10 bis 15 junge Männer an der Hand

und versuchten, den jeweils letzten der Schlange in die Stever zu schleudern. Wesentlich weiter verbreitet als dieser lokale Brauch war das Schlagballspielen, das sich um 1900 sowohl im westfälischen Halle, als auch im Münsterland und im kurkölnischen Sauerland großer Beliebtheit erfreute. Rund um das Ei gab es natürlich auch zahlreiche Spiele. Meist ging es bei den Bräuchen wie Eierrollen, Eierticken, Eierlaufen, Eierwerfen oder Eierkippen darum, den Mitstreitern ein oder mehrere Eier abzugewinnen.

Bei allen Spielen rund um das Osterfest kommt die überschäumende Freude über die Auferstehung Jesu, das Ende der Fastenzeit und das Erwachen der Natur zum Ausdruck. Die Lokalitäten für die Osterspiele waren stets die gleichen, so dass sich bereits Bezeichnungen wie Eierberg oder Osterwiese eingebürgert hatten. Übrigens waren die Akteure der österlichen Spiele traditionell nicht unbedingt die Kinder. Wie bei vielen anderen Bräuchen war es vor allem die männliche Dorfjugend, die ihre Geschicklichkeit und Kraft bei den Osterspielen unter Beweis stellen wollte.

### **Weißer Sonntag**

Der Sonntag nach Ostern ist in den katholisch geprägten Gegenden Westfalens auch unter der Bezeichnung "Weißer Sonntag" bekannt. Diese Bezeichnung stammt nicht daher, dass an diesem Tag in vielen Gemeinden Erstkommunion gefeiert wird und die Mädchen mit weißen Kleidern zur Eucharistiefeier in die Kirche kommen.

Der Name erinnert vielmehr an die altchristlichen Erwachsenentaufen in der Osternacht. Zu diesem Anlass legten die Täuflinge ein weißes Taufgewand an. Dieses Taufgewand wurde eine Woche lang zu jedem Gottesdienst getragen. Auch als die Erwachsenentaufe längst abgeschafft war, blieb die Bezeichnung „Weißer Sonntag“ im Sprachgebrauch erhalten.

Seit dem 17. Jahrhundert feiern viele katholische Gemeinden am „Weißen Sonntag“ die Erstkommunion der Kinder, die an diesem Tag erstmals die Eucharistie empfangen und damit in die Mahlgemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden. Bis um 1900 war die Erstkommunion ein rein kirchliches Fest, erst danach begann man damit, auch eine private Feier anzuknüpfen. Ein wichtiges Element der Erstkommunionfeiern sind die festlichen Kleider der Kinder. Die Kleidung der Mädchen richtet sich nach der Brautmode und hat sich im Laufe der Zeit mit ihr verändert. So trugen bis in die 1930er Jahre hinein sowohl die Bräute bei der Hochzeit als auch die Mädchen bei der Erstkommunion lange dunkle Kleider. Erst in der Folgezeit kamen die prächtigen weißen Kleider auf, die uns heute so geläufig sind.

### **Als die Zuckertüten noch auf Bäumen wuchsen (Erster Schultag)**

Bis zum Ende der 1960er Jahre - viele Bürgerinnen und Bürger kennen dies noch aus eigenem Erleben - fand die Einschulung und der Beginn des neuen Schuljahrs direkt nach den Osterfeiertagen statt. Mithilfe von sogenannten Kurzschuljahren 1966/1967 gelang die Umstellung auf den Sommertermin, der uns heute allgemein geläufig ist.

Um den Kindern den Schulbeginn im wörtlichen Sinn zu versüßen, überreichen ihnen die Eltern eine Schultüte, die meist am Ende des Kindergartenjahrs unter Anleitung der Erzieherinnen von Eltern und Kindern gemeinsam gebastelt wird. Schultüten mit allen nur erdenklichen Motiven sind aber auch im Handel erhältlich. Während die Kinder heute genau wissen, wem sie die Zuckertüte zu verdanken haben, wurden sie im 19. Jahrhundert über die wahre Herkunft ihrer Schultüten eher im Unklaren gelassen. Im „Zuckertütenbuch für alle Kinder, die zum ersten Mal in die Schule gehen“ von 1852 wurde jedenfalls die Vorstellung verbreitet, dass es im Keller der Schule einen Zuckertütenbaum gebe, von dem der Lehrer den braven Schülern eine Tüte abpflücke. Ein erster Beleg für eine Zuckertüte ist übrigens bereits aus dem Jahr 1817 überliefert: ein Schüler in Jena bekam in diesem Jahr zur Einschulung eine „mächtige Tüte Konfekt“. Von Thüringen und Sachsen aus begann sich der neue Brauch der Schultüte allmählich in ganz Deutschland, Österreich und in der deutschsprachigen Schweiz verbreiten. Doch auch wenn August Nestler in Sachsen bereits 1910 mit der fabrikmäßigen Herstellung von Schultüten begann, so war der neue Brauch noch längst nicht überall bekannt. In westfälischen Städten

tauchten die ersten Schultüten erst in den 1930er Jahren auf. Um 1900 pflegte man den „i-Männchen“ in Lippe jedenfalls noch einen Zuckerstuten, eine Brezel oder einen Apfel direkt in die Hand zu drücken. Der Sinn der Schultüte ist es, den neuen Status des Kindes als Schulkind nach außen hin zu symbolisieren. Außerdem sollte der Inhalt der Tüten ein süßes Trostpflaster für den nun beginnenden strenger geregelten Lebensabschnitt sein.

Eine Entschädigung für den beginnenden "Ernst des Lebens" hatte offensichtlich auch mancher nötig. In den Lebenserinnerungen des Forschers Josef Meder jedenfalls heißt es: "Damit wir nicht etwa gleich am ersten Vormittag heulend davonliefen, redeten uns alle Angehörigen wochenlang den Zuckerbaum vor, der mit Näschereien dicht behangen in der Schulstube stehe und nur für die Erstlinge bestimmt sei."

### **Walpurgisnacht (30.April / 1. Mai)** **Walpurgistreiben hatte mit Hexen nichts zu tun**

In der Walpurgisnacht treiben die Hexen auf dem Brocken im Harz ihr Unwesen. Das ist spätestens seit Goethes "Faust" hinlänglich bekannt. Auch in Westfalen "spukte" es früher in der Walpurgisnacht, doch hier waren die Urheber irdischer Natur: In vielen Dörfern trieben die jungen Burschen in der Walpurgisnacht aller-

hand Streiche. So setzten sie den Mädchen, die zum 1. Mai den Garten noch nicht bestellt hatten, einen Fuhlen oder Maikerl vor die Tür. Das war meist eine Strohpuppe, der alte Kleidungsstücke angezogen wurden und der das abweichende Verhalten der Gerügten öffentlich machen sollte.

In anderen Orten hätten die jungen Männer den Mädchen auch kahle oder vertrocknete Bäume vor ihr Fenster gestellt, um ihre Faulheit öffentlich anzuprangern.

Fleißige Mädchen bekamen anstelle des Maikerls in der Nacht zum 1. Mai ein Maibäumchen in Form einer kleinen Birke. Auch heimliche Verehrer stellten ihrer Angebetenen ein grünes Bäumchen unters Fenster.

In der Gegend um Lübbecke wurden in der Walpurgisnacht Gerätschaften, die am Haus abgestellt worden waren, auseinandergenommen und versteckt. Deshalb waren die Dorfbewohner am 30. April besonders darauf bedacht, ihre Wagen und Pflüge in Schuppen, Scheunen oder Remisen zu stellen und diese gut zu verschließen.

Das wilde westfälische Walpurgistreiben hat mit den Hexen am Blocksberg nichts zu tun: Der 1. Mai ist ein alter Musterungstermin. Die Nacht vor dem Eintritt in den Militärdienst galt als Freinacht, in der die jungen Burschen vorerst die letzte Gelegenheit zu allerhand Streichen und ausgelassenem Treiben hatten. Das ausgelassene Treiben in der Walpurgisnacht hat sich ausge-

sprochen lange gehalten, dazu hat sicherlich beigetragen, dass die Walpurgisnacht günstig zwischen die anstrengenden Zeiten des Säens und des Mähens fällt.

Der Name der Walpurgisnacht geht auf die Äbtissin Walburga zurück, die im 8. Jahrhundert lebte und deren Heiligsprechung auf den 1. Mai fiel. Bis auf die Bezeichnung hat die Walpurgisnacht aber nichts mit der heiligen Walburga zu tun. Im Gegenteil: Die heilige Walburga wurde früher als Schutzpatronin gegen die Zauberkunst angerufen.

### **Maibaum**

Der eigentliche Maibaumbrauch mit Tanz um den Baum ist erstmals für das Jahr 1225 in Aachen belegt. In dieser Zeit wurde der Baum zum Sinnbild der Hoffnung auf eine segens- und fruchtbringende Periode. Er wurde mit der Hoffnung in die Dörfer gebracht, dass seine segensbringende Wirkung auf Menschen, Vieh und Felder überging. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war der Maibaum in Westfalen noch weitgehend unbekannt. Lediglich im Siegerland und im Wittgensteiner Land wurden am 1. Mai, häufiger am Tag vor Pfingsten Maibäume aufgestellt.

### **Muttertag**

Der Muttertag existiert in Deutschland seit mehr als

achtzig Jahren. Genauer gesagt fand die Proklamation des ersten "Deutschen Muttertages" 1923 statt. Seitdem ist dieser Brauch hierzulande zu einer festen Institution geworden. Die Idee, einen Feiertag zu Ehren der Mütter einzuführen, geht wohl auf die amerikanische Methodistenpredigertochter Ann Jarvis zurück, die seit 1907 für diese Idee warb. 1914 erklärte Präsident Wilson den Muttertag zu einem offiziellen Feiertag.

Das erste europäische Land, in dem die Muttertagsidee Fuß fassen konnte, war die Schweiz, wo die Heilsarmee für diesen Ehrentag geworben hatte. 1919 führte die Gattin eines Volksschuldirektors den Muttertag in Schweden ein. In Holland kam der Muttertag erst viel später auf, nämlich im Jahre 1932, während dieser Feiertag beispielsweise in Italien bis in die Nachkriegszeit hinein gar nicht Fuß fassen konnte. In England gibt es gewisse ältere Traditionen, die mit der Muttertagsfeier in enger Beziehung stehen könnten. So war es dort bereits seit dem 17. Jahrhundert üblich, dass ehemalige Gemeindeglieder am Sonntag Lätare (der vierte Fastensonntag) dem sogenannten „A Mothering Sunday“ ihre Mutterkirche aufsuchten und auswärtswohnende Kinder dies zum Anlaß nahmen, auch ihren Eltern einen Besuch abzustatten.

Der Siegeszug des Muttertages in Deutschland war in erster Linie auf die Aktivitäten der deutschen Muttertags-Bewegung zurückzuführen, die von Dr. Rudolf Knauer, dem Geschäftsführer des Verbandes Deutscher Blumengeschäftsinhaber, initiiert worden war. Die Geschäftswelt blieb aber nicht der einzige Träger der Mut-

tertagsidee. 1925 nahm sich die Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundheit der Sache an. Ein Jahr später kam die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, die seit 1926 mit der Arbeitsgemeinschaft verschmolz, als weiterer Förderer der Muttertagsidee hinzu. Sowohl der Einzelhandel als auch verschiedene gesellschaftspolitische Gruppierungen sahen in der Idee, die Mütter zu ehren, eine Möglichkeit, ihre Interessen mit einem veritablen Festtag zu verbinden. Woran den Geschäftsleuten im einzelnen gelegen war, liegt auf der Hand. Den bevölkerungspolitisch motivierten Verfechtern der Muttertagsidee ging es demgegenüber nicht um dem Verkauf bestimmter Produkte, sondern darum, den von ihnen als eine Folge von Sittenverfall und Geburtenrückgang diagnostizierten drohenden Untergang des deutschen Volkes durch umfassende Volkserziehung und eine entsprechende Gesetzgebung aufzuhalten.

Wie konnten nun die Vorstellungen dieser beiden hauptsächlichen Interessengruppen im Rahmen einer Muttertagsfeier konkretisiert werden? Ein wichtiger Beitrag zur Etablierung des Muttertages in Deutschland waren zweifellos die öffentlichen Muttertagsfeiern, im Rahmen derer deutlich gemacht werden konnte, wie man sich diesen Feiertag vorstellte. In Münster war es beispielsweise der Reichsbund der Kinderreichen, der seit 1925 zu Muttertagsfeiern ins städtische Theater bzw. in die Stadthalle einlud. Im Rahmen dieser Feierlichkeiten sollte den anwesenden Müttern "Hochachtung, Ehre und Preis" zuteil werden. Musikalische Darbietungen, Rezitationen, Ansprachen und die Aufführung eines Festspiels dienten der Unterhaltung der Anwesenden. Zum Verlauf der 1925 abgehaltenen Feier hieß es im Münsterischen Anzeiger: "Nach der Veranstaltung wurde den

Müttern von der Stadt eine Ehrengabe überreicht (7 Meter Hemdenstoff), die von einem Blumengeschenk der Vereinigung der Blumenhändler Münsters begleitet war". So bot die Feierstunde den münsterschen Blumenhändlern eine willkommene Gelegenheit, Blumen als angemessenes Muttertagsgeschenk zu etablieren. Für die Vertreter des Reichsbundes der Kinderreichen eröffnete sich durch eine derartige öffentliche Feier die Möglichkeit, ein breiteres Publikum mit bevölkerungspolitischen und sozialetischen Fragen zu konfrontieren: Vergnügungssucht, die "Gleichmacherei der Geschlechter", Sittenverfall, Egoismus und Materialismus hätten dazu geführt, dass die Achtung vor der Mutter viel von ihrer Kraft und Stärke verloren habe, so der Vorsitzende des Reichsbundes des Kinderreichen Hans Konrad 1925 im Münsterischen Anzeiger. Er forderte: "Ehre und Ruhm den Müttern, den stillen Duldern und Helden im grauen Alltag des Lebens" und rief diese dazu auf, stolz zu sein auf den "hohen Beruf als Hüterin am lebendigen Quellborn der Volkskraft und Volkstugend".

Die Gebärfähigkeit und der aufopfernde Einsatz der Mütter für die Erziehung und Pflege ihrer Kinder, wurde zum alles entscheidenden Kriterium für den Fortbestand der Nation erhoben. Das Ideal der züchtigen, treuen, deutschen Mutter stilisierte man zu einer nationalen Allegorie. Hier zeigt sich, dass das Bild der "deutschen Mutter" seitens der nationalistischen Interessensverbände bereits in den zwanziger Jahren derart vereinnahmt worden war, dass es in der Zeit des Nationalsozialismus ohne weitergehende Modifikationen problemlos in die völkische Ideologie übernommen werden konnte.

In der Zeit des Nationalsozialismus, als der Muttertag bereits einem Großteil der deutschen Bevölkerung bekannt war, wurde er zum „völkischen Feier- und Gedenktag“ (Reichsinnenminister Frick) erhoben. Nicht mehr die einzelne Mutter sollte an diesem Tag geehrt werden, sondern man wollte der „Auffassung der Männer über die Frau als Hüterin der Familie, als Erhalterin der Sippe und als "gleichberechtigte Kameradin" (Reichsinnenminister Frick) Ausdruck verleihen. Die Organisation und Durchführung des Muttertages oblag dem Amt für Volkswohlfahrt und dem Amt der Frauenschaft in Verbindung mit dem Deutschen Frauenwerk als Beauftragte des Reichsministeriums. So wurde der Muttertag in die Reihe nationalsozialistischer Feiertage eingeordnet, bei denen überlieferte Bräuche umgestaltet und z.T. neu gewertet wurden. Sinn dieser Umgestaltung war es, die nationalsozialistische Idee und Weltanschauung nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch in der Familie ständig präsent zu halten.

Nach wie vor wurde gerade der Muttertag zum Anlass genommen, als weibliche Tugenden propagierte Eigenschaften wie Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft, Treue und Reinheit mit dem Bild der deutschen Mutter zu verknüpfen. Indem man die öffentlichen Muttertagsfeiern aber nun auch dazu nutzte, den dafür in Frage kommenden Frauen das „Ehrenkreuz der deutschen Mutter“ zu verleihen, konnte man außerdem dem seitens des Staates propagierten Kinderreichtum eine öffentliche Anerkennung zuteil werden lassen. Während des Zweiten Weltkrieges wurde am Muttertag vor allem auch die geforderte Opferbereitschaft der deutschen Mütter propagan-

distisch ausgeschlachtet. In einem Artikel anlässlich des zweiten „Kriegs-Muttertages“ hieß es beispielsweise: „Wenn nun am heutigen Sonntag der zweite Kriegs-Muttertag stattfindet, so richten sich die Blicke des ganzen Volkes besonders auf die Mütter, die ihre Söhne für Großdeutschland hingaben. Alle diese Mütter können versichert sein, dass im Deutschland Adolf Hitlers und für alle Zukunft diese Opfer die notwendige Würdigung und Achtung erfahren werden“ (1941).

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es vor allem die Blumenhändler, die sich um die Wiedereinführung des Muttertages bemühten. Gefördert durch zahlreiche Werbekampagnen der Blumenhändler setzten die Muttertagsfeiern ab 1949 wieder ein. Auch das von Elly Heuss-Knapp gegründete Müttergenesungswerk, das sich zum Ziel setzte, Mütter durch Erholungsmaßnahmen und Lebenshilfen zu unterstützen, machte sich die propagandistische Wirkung dieses Feiertages zunutze, indem am Muttertag öffentlich zu Spenden für das Müttergenesungswerk aufgerufen wurde. Man vermied es, an das völkisch geprägte Mutterbild der NS-Zeit anzuknüpfen und betonte im Gegenzug einen anderen Aspekt des Mutterbildes, der in den 1920er und 30er Jahren ein wenig in den Hintergrund getreten war: die ausschließliche Zuständigkeit der Mütter für das private Leben. Als Mittelpunkt der Familie galten ihre Interessen den vielzitierten drei großen K (Kinder - Küche - Kirche). Beruf, Politik und öffentliches Leben fielen in den Zuständigkeitsbereich des männlichen Familienoberhauptes.

1974 kam es zum ersten Mal zu einem Protest gegen den Muttertag, der jedoch nicht repräsentativ war und sich

daher auch schnell wieder legte. Im gleichen Jahr veröffentlichte die Badische Zeitung die Analyse einer Umfrage zum Muttertag, die zeigte, dass 58% der Bevölkerung "sehr viel oder viel" vom Muttertag hielten. Entsprechend gestaltete sich der Umsatz derjenigen Geschäfte, die in Form von Blumen, Pralinen, Süßigkeiten oder Parfüm beliebte Muttertagsgeschenke anboten. Er betrug bereits 1974 etwa 700 Mill. DM, was einer durchschnittlichen Ausgabe 24,90 DM pro Erwachsenen entsprach. Gleichzeitig gaben jedoch 42% der Befragten an, nichts vom Muttertag zu halten. Ihre Argumente hießen: "Alibifunktion des Festes, die zwanghafte Liebe, die üblichen Klischeevorstellungen, die Kommerzialisierung und die unnatürliche Hervorhebung der Mutterrolle". Diese Argumente sind nach wie vor aktuell wie aus neueren Veröffentlichungen und Befragungen hervorgeht.

Spätestens seit den 1940er Jahren wusste die Mehrheit der deutschen Bevölkerung, wie der Muttertag zu begehen war und welche Komponenten dazugehörten. Wieviel Prozent der Bevölkerung jeweils wirklich gewillt und in der Lage waren, diesen Tag festlich zu begehen, ist aber im Grunde gar nicht so entscheidend. Wesentlich wichtiger ist vielmehr, dass mit dem Muttertag ganz bestimmte Rollenerwartungen transportiert wurden (und werden), die sich im Laufe der Zeit verändert haben, die es aber gleichwohl zu vergegenwärtigen gilt, um die Erfahrungen, Wahrnehmungen, Perspektiven, Ver- und Behinderungen von Frauen ausloten zu können.

## **Pfingstbräuche**

## **Pingstebrut, Pingstebloom, Pingstevoß**

Heischeumzüge werden in Westfalen zu vielen verschiedenen Brauchterminen durchgeführt. Gerade zu Pfingsten spielen sie aber eine besondere Rolle. In Havixbeck und Umgebung gehen die Schulkinder am ersten Pfingsttag mit einem aus den eigenen Reihen gewählten und mit bestimmter Kleidung ausgestatteten Kind, das als "Pingstebloom" bezeichnet wird, von Haus zu Haus und bitten mit folgendem Heischelied um die Gabe von einigen Eiern:

*„Pingstebloom, du fühle Hohn  
Wörs du eher upstoahn  
Wörs du met nao Coesfeld gaohn  
Coesfeld was toschluotten  
De Schlüssel was tebruocken  
We här dat daohn  
De Wiäwer up'n Toarn (Wallbrücker Tor)  
Willt'n daut schloahn  
Loat'n no n'biettken lääwen  
He kann so moadig wiäwen  
Leggt'n up dat Spindfatt  
Haut ein wat met de Pann fort Gatt  
He dat, wat klappert dat.“*

Während des Singens erscheint dann die Frau des Hauses vor der Haustür und hält ihre Hände auf dem Rücken. Sie wird dann offiziell von einem der Kinder, dem sogenannten Hauptmann, gefragt: „Frau; häft Maihöhnen auk Eier leggt?“. Die Frau, legt nun eine Anzahl von Eiern in den geschmückten Korb der Heischekinder. Auf

einem Handwagen wird der Korb mit den Eiern schließlich zu demjenigen Hof gezogen, auf dem der Heischeumzug endet. Dort werden die Eier zu Spiegelei und Rührei verarbeitet und von allen beteiligten Kindern gemeinschaftlich verzehrt. In Dülmen nennt man das Mädchen, das den Mittelpunkt des Heischeumzuges bildet, „Pingstebrut“. Das Heischelied beginnt dort folgerichtig mit den Worten „Pingstebrut, du fühle Hut“.

Das Heischen der Kinder zu Pfingsten geht auf einen älteren Heischebrauch zurück, der eine ganz bestimmte soziale Funktion hatte. Das Einsammeln von Naturalien war zu Pfingsten zunächst einmal ein Vorrecht der Hirten, bis es dann - wie die Heischeumzüge zu anderen Terminen auch - im Laufe der Zeit auf die Gruppe der Kinder überging. Da der Verdienst der Kuhhirten außerordentlich gering war und man ihre Arbeit in irgendeiner Form besonders würdigen wollte, gestand man ihnen seitens der Dorfgemeinschaft einmal im Jahr einen "guten Tag" zu, zu dem jeder Haushalt des Dorfes einige allgemein geschätzte Nahrungsmittel (wie Eier, Wurst oder Speck) beitrug. Im Rahmen eines Heischeumzuges wurde diese Naturalentlohnung eingesammelt und zu einem gemeinschaftlichen Mahl verarbeitet.

Die Heischelieder verweisen aber noch auf einen weiteren Funktionszusammenhang der Pfingstbräuche: den Letztenspott. Vermittels eines Brauches sollte abweichendes Verhalten, Faulheit resp. zu-Spät-kommen, in spielerischer Form angeprangert werden. Der Letztenspott zu Pfingsten hatte in der Gegend um Coesfeld noch einen ganz konkreten Anlass: Zu Pfingsten machten die Katholiken aus den Dörfern rund um Coesfeld eine Wallfahrt zum heiligen Kreuz. Sie mussten in der

Regel sehr früh aufstehen, da sie den Weg selbstverständlich zu Fuß zurücklegten. Gelegentlich aber war das Walkenbrücker Tor noch verschlossen. Daher die Spottverse auf den Torhüter in dem Heischelied.

Um das Anprangern von zu spätem Aufstehen am Morgen ging es auch bei einem anderen Pfingstbrauch, der ebenso wie die Heischeumzüge in Zusammenhang mit einer Form der Weidewirtschaft zu sehen ist, die bereits im 19. Jahrhundert kaum noch anzutreffen war. So wurden in vielen Teilen Westfalens die Kühe auf sogenannte Gemeinheitsflächen getrieben. Jeden Morgen gingen die Mägde aus dem Dorf mit Melkeimern zur Weide, um die Kühe zu melken. Diejenige, die am Pfingsttag als Letzte zur Weide kam, war für diesen Tag die "Pingstbrut". Sie wurde gefeiert, musste aber auch für die Getränke sorgen.

Auch bei dem Brauch, das Vieh am Pfingsttag zu schmücken, wird der funktionale Zusammenhang von Viehwirtschaft und Pfingstbräuchen deutlich. So wurden beispielsweise in Capelle noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein der größte Bulle, die beste Kuh und das beste Pferd von der Dorfjugend bekränzt. Am Pfingstsamstag trafen die jungen Leute bereits die Vorbereitungen. Es mussten Kränze aus Eichenlaub oder Tannenzweigen geflochten werden. Damit die übrigen Tiere die Kränze nicht abfraßen, wurden diese vor dem Bekränzen mit Kuhmist eingerieben. Die Mädchen mussten das beste Pferd, die Jungen die beste Kuh und - falls sie es schafften - den besten Bullen küren. Da sonst die Mädchen Kühe und Bullen versorgten und die Jungen die Pferde, waren sie nicht mit den Tieren vertraut, die sie

bekränzen sollten. Dies konnte das Kränzen unter Umständen erheblich erschweren. Eine weitere Schwierigkeit war, dass beide Gruppen alles daran setzten, der jeweils anderen Gruppe das Kränzen unmöglich zu machen. Da wurden Wachen aufgestellt, Tiere versteckt und alles nur Erdenkliche getan, damit die jeweils andere Gruppe nicht zum Ziel kam, weil der Verlierer dem Gewinner einiges an Alkohol auszugeben hatte.

### **Lambertus (17. September)**

„Das Aufstellen der Pyramiden in engen und häufig befahrenen Straßen ist verboten; ebenso lautes Schreien und Rufen und das Absingen unanständiger Lieder" - seitens der Obrigkeit hatte man 1850 in Münster einige Probleme mit dem Lambertussingen, das sich besonders in den Kreisen der Mägde und Arbeitergesellen großer Beliebtheit erfreute.

Immerhin schon in das Jahr 1781 datiert ein erster Bericht über das Lambertusfest, das als ein Höhepunkt im Wechsel der Jahreszeiten galt und bis spät in die Nacht gefeiert wurde. Unter Lichterkränzen und um auf der Straße aufgestellte Kerzen fand ein buntes Treiben statt, bei dem man mit ein bisschen Glück auch einen Partner fürs Leben finden konnte. Zwischen 1810 und 1830 kam dann die mit Grün geschmückte Lambertuspyramide auf.

Als die nächtlichen Ruhestörungen und die alkoholbedingten Exzesse in den Augen der Obrigkeit Überhand genommen hatten, wurde das Lambertussingen

1873 verboten. Der Brauch verschwand ganz aus dem öffentlichen Leben. In Vereinen und Nachbarschaften wurde er jedoch fortgeführt. Mit dem Aufschwung der Heimatschutzbewegung wuchs das Interesse an "alten" Bräuchen und damit auch am Lambertusfest, das man nun als harmloses Kinderspiel mit heimatlichem Charakter und vor allem auch als schützens- und erhaltenswerten Brauch begriff. Als sichtbares Zeichen für die neue Wertschätzung des Lambertusspiels wurde 1909 der Lambertibrunnen auf dem Prinzipalmarkt errichtet. Auch im Umland fand der Brauch in dieser Zeit Nachahmung. In Altenberge, Coesfeld, Greven und Rheine wurden unter der Bezeichnung Lambertussingen oder Käskenspiel die tradierten Lieder und Kreisspiele aufgeführt.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich die Gruppe der Kinder und ihrer Eltern immer mehr zu den hauptsächlichen Brauchträgern. Die Mägde und Arbeitsgesellen, die das Lambertusfest noch bis ins 20. Jahrhundert geprägt hatten, traten kaum noch in Erscheinung. Auch heute noch kann man um den 17. September herum den Ruf „Kinder kommt runter, Lambertus ist munter“ in vielen Nachbarschaften und Vereinen im Münsterland vernehmen. Die Kinder ziehen dann mit bunten Laternen zu einem zentralen Platz und freuen sich ebenso wie vor mehr als 100 Jahren - wenn zum Lied „O Buer, wat kost' dien Hai...“ ein als Bauer verkleideter Mann seine Runden zieht und sich aus dem Kreis der Umstehenden Frau, Kind, Magd, Knecht und Hund erwählt.

## **Harkemai und Stoppelhahn**

## **Erntefeste haben in Westfalen Tradition**

Am 1. Sonntag im Oktober ist Erntedank - ein Fest, das heute vor allem in den Kirchengemeinden begangen wird. Das war nicht immer so: Früher feierte jeder größere Hof und jedes Gut sein eigenes Fest zum Abschluss der Ernte. Wenn das letzte Fuder Getreide eingebracht war, gab der Bauer seinen Erntearbeitern ein Fest - oder zumindest eine Flasche Schnaps. In Westfalen und Lippe geht dieser Brauch bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Ursprünglich wurde das Erntedankfest auf Michaelis (29. September) gefeiert. Später wurde das Fest auf den darauf folgenden Sonntag verschoben. Seit 1773 war dieser Termin in den preußischen Staaten verbindlich.

Im Süden hieß das traditionelle Erntefest "Harkemai", im Münsterland "Stoppelhahn" und im Mindener Raum "Erntebier". Je nach Region schmückten die Schnitter die Erntewagen mit unterschiedlichen Symbolen: Weit verbreitet war der Erntehahn, der meist auf einem aus Ähren geflochtenen Kranz oder einer Krone thronte (Nord- und Ostwestfalen). In der Hellweg-Region und im südöstlichen Münsterland diente ein grüner Busch, im westlichen Münsterland ein Nussstrauch als Festzeichen. Oft wurden diese Symbole zum Ende der Schnitterarbeit auf dem Feld aufgestellt und dann mit dem letzten Getreidefuder durch den Ort zum Hof oder Gut gefahren.

Auf dem Hof angekommen, befestigten die Erntehelfer Kränze, Kronen oder Sträucher am Giebel des Haupt-

hauses. Gutes Essen, geistige Getränke, Musik und Tanz begleiteten den Festabend. Manchmal geriet schon die Fahrt mit dem letzten Erntewagen zum feucht-fröhlichen Vergnügen. Aus der Soester Börde wird von "bösen Nachbarn" berichtet, die mit Wassereimern und Handspritzen vor ihren Häusern standen, um den Wagen mit den letzten Getreidegarben nass zu spritzen.

Am Michaelistag wurde früher aber nicht nur gefeiert: An diesem Tag endete das Wirtschaftsjahr, Zahlungen wurden fällig, das Gesinde erhielt seinen Lohn und konnte seinen Dienstherrn wechseln. In der Gegend von Plettenberg (Märkischer Kreis) erhielten die Hirten an diesem Tag ihren Lohn. Zur Feier des Tages backten die Hütejungen an Michaelis Reibekuchen.

In einigen Gegenden Westfalens begannen am Michaelistag auch die Schulferien. In Brilon (Hochsauerlandkreis) wurde an diesem Tag die "Schule ausgeklopft". Nachdem der Lehrer seine Abschiedsrede gehalten hatte, versetzten die Schulkinder ihren Schulbänken mit Holzhämmern "unbarmherzige Schläge". In der Gegend von Sassenberg (Kreis Warendorf), Gütersloh und Rheda (Kreis Gütersloh) veranstalteten die Kinder Heischeumzüge. Dabei sangen sie Lieder, die große Ähnlichkeit mit den Martinsliedern aufwiesen. Bei dem Umzügen baten die Kinder um Obst, da zu diesem Zeitpunkt die Obsternte einsetzte.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Feste in einigen Regionen größer. Nicht mehr nur Bauern, Gesinde und Erntearbeiter, sondern auch die Nachbarn oder der ganze Ort feierten mit. Zu dieser Zeit entstanden

auch immer mehr Festumzüge zu Erntedank. Besonders farbenprächtige Festumzüge veranstalteten die Dorfbewohner im Mindener Raum in den 1920er-Jahren. Zu den Höhepunkten zählte dabei die Wahl des Erntekönigs oder der Erntekönigin.

Mit dem aufkommenden Vereinswesen bürgerten sich zudem auch Erntedankbälle ein. Dabei beging man immer weniger den eigentlichen Ernteabschluss, sondern nahm ihn lediglich als Anlass zum Feiern.

### **Halloween (31.10)** **Ein Brauch mit hohem 'Spaßfaktor' hält Einzug in Westfalen**

Seit etwa 1997 hält auch in Westfalen ein neuer Brauch Einzug: die Feier des Halloween-Festes in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November (Allerheiligen). An diesem Tag gehen Kinder und Jugendliche mit verschiedenen, möglichst gruseligen Verkleidungen von Haus zu Haus. Mit dem Ausspruch "Süßes, sonst gibt's Saures" heischen sie um Süßigkeiten. Weigert sich jemand etwas zu geben, muss er mit Streichen rechnen.

Doch nicht nur die Kinder haben den neuen Brauch für sich entdeckt: In den Vorgärten und Häusern finden sich mannigfaltige Dekorationen: angefangen von Lichterketten in Geisterform bis hin zu Fledermäusen als Fensterbilder sind der Fantasie hier keine Grenzen gesetzt. Ein geläufiges Symbol des Halloween-Festes, das auch in der festtypischen Dekoration immer wieder auftaucht, ist der ausgehöhlte und von innen beleuchtete Kürbis,

im angelsächsischen Sprachraum 'jack-o-lantern' genannt.

Der Halloween-Brauch geht auf ein irisch-keltisches Totenfest zurück. Im Frühmittelalter wurde an diesem Tag das Fest "Allerheiligen" eingeführt, das dem Halloween-Fest auch seinen Namen gab: An "All Hallow's Eve" oder "All Hallow's Evening", also dem Vorabend des Allerheiligentages, gedachte man der Verstorbenen.

Außerhalb der Kirche entwickelten sich die Bräuche rund um Halloween weiter und gaben dem Fest ein eher weltliches Gepräge. Als solches wurde es im 19. Jahrhundert durch die irischen Einwanderer in Amerika eingeführt. Hier nahm der Halloweenbrauch eine eigene, spezifische Entwicklung mit Festelementen, die uns auch heute noch bekannt sind: Rüben und Kartoffeln, die die irischen Einwanderer anfangs noch zur Herstellung der Geisterfratzen benutzt hatten, wurden durch den amerikanischen Kürbis ersetzt, der sich weitaus besser dafür eignete. Auch die Heischegänge der Kinder mit ihren Rufen "trick or treat" (Geschenk, sonst gibt es einen Streich) nahmen hier ihren Ausgang.

Das Halloween-Fest hat heute auch eine nicht zu übersehende kommerzielle Komponente: Filmproduktionen, Dekorationsartikel, öffentliche Partys, besondere Veranstaltungen von Freizeitparks oder spezielle Produkte der Süßwarenhersteller verschaffen den Anbietern einen guten Umsatz, der sich durch die Ausweitung des "Marktes" auf Europa noch steigert.

Insgesamt entspricht der Halloween-Brauch einem

wachsenden Bedürfnis nach öffentlichen Bräuchen mit hohem 'Spaßfaktor', die noch nicht durch ein genau einzuhaltendes Zeremoniell festgelegt sind. Auch die Tatsache, dass das Fest in die ansonsten relativ braucharme Zeit zwischen Spätsommer und Advent fällt, hat sicherlich zu seiner guten Aufnahme auch in Westfalen beigetragen.

### **Ein Fest an kalten Tagen : Das Schlachten**

Ein wichtiger Termin für die Selbstversorgung auf einem Bauernhof stand in der kalten Jahreszeit, etwa ab Martini, an: das Schlachtfest. Zwar waren Schlachten und Fleischverarbeitung mit sehr einfachen Hilfsmitteln und umständlicher Konservierung eine recht aufwendige Arbeit, die alle Hofbewohner tagelang in Trab hielt. Doch ein Schwein - oder auch mehrere - zu schlachten, vermittelte das beruhigende Gefühl, nun einen guten Vorrat für den Winter zu haben. Da man zudem an diesen Tagen ein bisschen üppiger als sonst aß und auch die Nachbarn regen Anteil an diesem Ereignis nahmen, empfand man das eben als ein Fest.

Natürlich wurde dort geschlachtet, wo das Schwein gemästet worden war: auf dem eigenen Hof. Der Schlachter, den man dazu bestellte, war häufig kein gelernter Metzger, sondern ein Mann mit einem "Sommerberuf", zum Beispiel Maurer oder Ziegeleiarbeiter, der im Winter arbeitslos war und dann diesem Nebenerwerb nachging. Ganz früh am Morgen kam er und schlachtete das Schwein. Mit einem Stahlbolzen, den er mit einem

Hammer in die Stirn schlug, betäubte er das Tier. Später kamen dann die Bolzenschussapparate auf, die wesentlich sicherer arbeiteten.

Das betäubte Tier wurde dann abgestochen. Mit einem spitzen Messer, das er am Hals ansetzte, durchschnitt der Schlachter die Halsschlagader. Jetzt war es Sache der Frauen, das herausströmende Blut in Pfannen aufzufangen und in einem großen Gefäß zu sammeln. Das Blut musste, bis es erkaltet war, ständig gerührt werden, weil es nicht gerinnen durfte. Wenn das Schlachttier ausgeblutet war, musste es sofort abgebrüht werden, damit sich die Borsten lösten. Einen großen Kessel mit kochendem Wasser bereitzuhalten, war dementsprechend eine wichtige Aufgabe der Frauen. Wenn man damit das Schwein überbrüht und die Borsten abgekratzt hatte, wurde es an einer Leiter aufgehängt. Der Schlachter schnitt es auf und holte die Innereien heraus. Bis zum Abend blieb nun der Schlachtkörper draußen hängen, um richtig auszukühlen.

Für alle Beteiligten war das Schlachten eine schwere und oft sehr unangenehme Arbeit. Sie spielte sich ja im Freien ab bei nasskaltem oder Frostwetter. Beim Umgang mit dem vielen Wasser gab es schnell nasse Füße und durchnässte Kleider. Dazu kam noch das Schleppen schwerer Lasten, denn damals hatte ein Schlachtschwein seine vier bis fünf Zentner!

Wenn die Innereien auseinandergenommen waren, mussten die Frauen zunächst das Fett zwischen den Därmen herausrupfen und die Därme gründlich reinigen. Bis sie sie sauber und geruchslos hatten, war eine gan-

ze Reihe von Arbeitsgängen nötig. Gegen Abend kam der Schlachter wieder, um das Schwein zu zerlegen und einzusalzen. Dabei kamen nicht nur die Schinken in das Pökelfass, sondern auch der zerteilte Rückenstrang und die meisten anderen großen Stücke. Denn das Einlegen in Salz war früher die einzige Möglichkeit der Konservierung, die dann meist noch durch Räuchern ergänzt wurde, um die Haltbarkeit weiter zu stabilisieren. Fetter Speck blieb nur einige Tage im Salz, durchwachsener Speck etwas länger. Am längsten, nämlich sechs bis acht Wochen, wurde der Schinken gepökelt.

Nach dem Schlachten und Einsalzen waren am nächsten Tag das Würsten und die Verarbeitung der Schlachtreste fällig. Die Spezialitäten, die die Frauen dabei herstellten, waren von Landwirtschaft zu Landwirtschaft recht unterschiedlich. Gertrud Rolfes berichtet in dem Buch 'Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland': „Wir kannten damals weder Einmachglas noch Gefriertruhe. Es gab nur Mettwurst, Pfannenwurst und Wurstebrot. Pfannenwurst wurde aus Buchweizenmehl gemacht. Es kamen Leber, Lunge, Herz und Speckwürfel darein.“

Sie wurde dann später in fingerdicke Scheiben geschnitten und in der Pfanne gebraten. Für diese Sorte Wurst wurden die dicken Därme gebraucht. Das Wurstebrot wurde aus Roggenmehl und Schweineblut gemacht, zu ziemlich dicken Ballen geformt und eine Stunde gekocht. Die Mettwurst wurde damals ohne Fleischmaschine gemacht. Das Fleisch wurde in kleine Stücke geschnitten, mit Salz und Pfeffer bestreut. Zum Stopfen der Wurst hatte man ein Wursthörnchen, so ähnlich wie an der Fleischmaschine, aber viel kleiner. Der Darm

wurde auf das Hörnchen gezogen, in die linke Hand genommen, und der rechte Daumen musste hauptsächlich das Fleisch durch das Hörnchen drücken. Man musste besonders gut acht geben, dass die Wurst stramm gestopft wurde.

Die nächsten Nachbarn waren abends zur "Schlachtvisite" eingeladen. Sie kamen mit einem besonderen Gruß ins Haus, und der hieß: "Glück mit den Toten" (Glück mit den Toten). Nun gab die Hausfrau Fleisch in die Pfanne, in Scheiben geschnitten (große Braten kannte man damals noch nicht). Dazu wurden Buchweizenpfannkuchen gegessen. Ein guter Klarer für die Männer und für die Frauen ein "Söuter" (Süßer) wurde nicht vergessen. Es war wirklich ein geselliges und fröhliches Beieinander.

### **St. Martinsbräuche (11.11)**

#### **Von "bettelnden" Kindern zu leuchtenden Umzügen**

Heute ist der Martinstag am 11. November in Westfalen der Tag der Laternenumzüge und der Martinsfeiern. Bis weit ins das 19. Jahrhundert hinein war er ein wichtiger Stichtag im Jahreslauf. An diesem Tag mussten Abgaben, Zinsen und Renten bezahlt werden. So erhielten Knechte und Mägde ihren Lohn und konnten, wie auch an Lichtmess, das am 2. Februar gefeiert wird, den Dienstherrn wechseln. Die hohe Bedeutung des Martinstages als Stichtag zeigt sich auch daran, dass am 11. November 1810 in Preußen die Leibeigenschaft aufgehoben wurde.

Seit fast einem Jahrhundert gehört auch in Westfalen der

Martinsumzug zum Brauchtum. Den ersten Umzug initiierte 1910 der Bocholter Heimatverein. Seitdem wird die Geschichte der Mantelteilung nachgespielt, um der karitativen Handlung einen besonderen Ausdruck zu verleihen. Dabei reitet eine als heiliger Martin verkleidete Gestalt auf einem Schimmel vor einer großen Kinderschar (und ihren Eltern) durch die Straßen. Die Kinder tragen bei dem Umzug meist selbstgebastelte Laternen und singen Martinslieder. Am Ende verteilt St. Martin Gebäckbrote in Form eines kleinen Männchens, den sogenannten "Weckmann" oder "Stutenkerl", oder einer Gans an die Kinder.

Vor rund 100 Jahren war der Martinstag in einigen Teilen Westfalens - vor allem im Münsterland und in Minden-Ravensberg-Lippe - von einem Heischeumzug der Kinder bestimmt. Dabei zogen die Kinder mit ihren Laternen umher und wurden für ihren Gesang mit kleinen Gaben belohnt. In einigen Städten des Münsterlandes wurde das Martinsheischen aber als Bettelei angesehen, weil die Kinder in Scharen in den Geschäftsvierteln zusammenströmten und dabei die Kunden in den Läden belästigten. Daraufhin führte der Bocholter Heimatverein 1910 den Martinsumzug ein, der sich im Laufe des 20. Jahrhunderts in Westfalen weit verbreitete.

Ebenso wie die Heischeumzüge, so haben sich auch zwei weitere Martinsbräuche nicht erhalten: Im 18. und 19. Jahrhundert waren in Westfalen die Martinsfeuer weit verbreitet. Im Sauerland brannten sie auch noch im 20. Jahrhundert. Hier gab es bis ins 20. Jahrhundert daneben den Brauch des "Martinsmännchens": Am A-

bend vor dem Martinstag erschien dabei in jedem Haus eine als "Martinsmännchen" verkleidete Person. Nachdem die gläubig-erschrockenen Kinder gebetet hatten, warf das Martinsmännchen - freigiebig wie St. Martin - Nüsse und Äpfel für die Kinder.

Der heilige Martin, dem der Martinstag gewidmet ist, war Bischof von Tours und ist der Patron der Bettler, Bedürftigen, der Tuch-, Kappen- und Handschuhmacher sowie auch der Gastwirte und Winzer. Seine Patronate gehen auf Legendenüberlieferungen zurück, wobei die der Mantelteilung wohl die bekannteste ist: Martinus war als junger Soldat auf dem Wege nach Amiens, als er am dortigen Stadttor einen um ein Almosen bettelnden halbnackten Bettler begegnete. Martin soll daraufhin seinen Mantel mit dem Schwert geteilt, und die eine Hälfte dem Bettler gegeben haben.

In einer weiteren überlieferten Legende um den heiligen Martin kommt den Gänsen eine besondere Bedeutung zu: Der heilige Martin soll sich, als er im Jahr 371 zum Bischof von Tours gewählt werden sollte, bescheiden in einer Scheune versteckt haben. Die Gänse vor dem Scheunentor schnatterten jedoch so laut, dass die Boten des Papstes ihn fanden. Außer dieser Legende gab es aber auch einen praktischen Grund für den Brauch, an St. Martin einen Gänsebraten zu essen: Auf den Höfen wurde nämlich an Martini ein Teil der Gänse geschlachtet, weil man sie nicht mehr auf die Weide treiben konnte und das Futter zu teuer war.

## **Volkstrauertag und Totensonntag**

An den letzten Sonntagen im November gedenken wir in besonderer Weise den Verstorbenen. Beide Sonntage haben im sogenannten Kirchenjahr ihren festen Platz. Wenige wissen, dass das Kirchenjahr mit dem 1. Advent beginnt, also dieser Tag der Beginn des kirchlichen Jahreskalendariums ist und somit Maßstab zur Festlegung aller übrigen Feiertage. Das gilt auch für den Volkstrauertag und den Totensonntag. Doch wie sind diese entstanden? In welcher Beziehung stehen sie zueinander?

Im evangelischen Deutschland ist es relativ spät zu einer einheitlichen Gestaltung der Bestattung gekommen. Auch hier war nach reformatorischer Erkenntnis Einheitlichkeit nicht erforderlich (vgl. Confessio Augustana VIII). So blieben lange Zeit regional und örtlich bestimmte Formen bestehen. Dabei war nicht einmal überall der Dienst des Pfarrers bei der Bestattung üblich. Es gab Gegenden, in denen die sogenannte Dreiklassenbeerdigung geübt wurde: Die "gemeinen Menschen" (so heißt es in den Kirchenordnungen) wurden in der Morgenfrühe von Totengräbern, die "mittelmäßigen Bürger" am frühen Nachmittag vom Schulmeister mit den Schülern, die "redlichen Leute" am Abend vom Pastor mit einer Leichenpredigt zu Grabe geleitet. Das war vorwiegend eine Frage der Stolgebühren, ein bestimmter Geldbetrag, den man für die Beerdigung an die Kirche zu zahlen hatte. Es gab aber auch breite Landstriche in Deutschland, in denen seit der Reformation bewusst nach dem Grundsatz "Arm oder reich, im Tode gleich" die Bestattung stets durch den Pfarrer vorgenommen wurde.

An die Stelle der römischen Exequien trat der Wortgottesdienst, der durch Lesungen aus der Schrift, durch die Verkündigung des Evangeliums, durch Predigt, durch Gebet, Lobpreis und Dank, Klage und Fürbitte bestimmt ist. Vor allem dort, wo es herkömmlich keine allgemeine Beteiligung der Pfarrer an der Bestattung gegeben hat, oder dort, wo sie völlig privatisiert war (sog. "stille Beerdigung"), kam es zur Forderung einer allgemeinen Feier, in der der Toten der Gemeinde öffentlich in einem Gottesdienst gedacht werden sollte. Impulse dazu gab auch das Bedürfnis, der Gefallenen der Befreiungskriege in der Heimat zu gedenken.

So wurde durch die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms II. vom 4. Juli 1816 (Waffenstillstandsgedenktag) ein "allgemeiner Feiertag zum Gedächtnis der Entschlafenen" für Preußen angeordnet, der schließlich nach einem längeren Terminfindungsprozess im ganzen protestantischen Deutschland am letzten Sonntag im Kirchenjahr stattfand.

Damit war in gewissem Sinn ein evangelisches Äquivalent zum durch die Reformation entfallenen Allerseelentag entstanden, das, stets am Ende des Herbstmonats November im Ensemble von Volkstrauertag und Buß- und Betttag gelegen, auf den Friedhöfen das pietätvolle "Richten" der Gräber veranlasste. Auch hat sich mancherorts die Sitte eingebürgert, am Altjahresabend (Silvester) die Namen der im ablaufenden Jahr verstorbenen Gemeindemitglieder zu verlesen und ihrer zu gedenken.

Die Erinnerung an die Toten der Kriege wurde zeitweise als 'Heldengedenktag' am Sonntag Reminiscere (2.

Sonntag in der Passionszeit) gehalten. Offenbar hielt man diesen Sonntag wegen seines Namens „Reminiscere miserationum tuarum, Domine, et misericordiae tuae,...“ (Ps 25,6)! - freilich in einer höchst fragwürdigen Weise - für einen geeigneten Termin der Erinnerung an die Kriegstoten.

Heute wird er als Volkstrauertag am vorletzten Sonntag des Kirchenjahres weitgehend weltlich begangen, wenn auch manche Predigten auf diesen Kasus Bezug nehmen oder Pfarrer der beiden großen Konfessionen an weltlichen Feiern beteiligt sind.

## **Bräuche zur Adventszeit**

### **Vom Adventsblasen bis zum Heiligen Abend**

Wer sich mit Weihnachtsbräuchen befassen will, muss die Festtagsbräuche des ganzen Weihnachtsfestkreises sehen, also vom Anfang des Advent bis Mariä Lichtmeß. Es ist die lange, dunkle Zeit die Zeit der Arbeitsruhe im alten bäuerlichen Bereich, aber auch die Zeit der Hoffnung, des wiedererwachenden Lichtes und Lebens, die Zeit der Geburt Christi des Erlösers. Im gesamten übrigen Jahr gibt es nicht so viele Festbräuche wie in dieser Zeit, und zwar kirchlich-religiöse und weltliche, die wiederum ursprünglich aus dem religiösem Bereich stammen.

## **Advent**

Advent war immer eine Zeit der Einkehr und Buße vor dem kirchlichen Hochfest Weihnachten, wie es die Fastenzeit vor Ostern ist. Es war aber auch eine "stille", eine "geschlossene Zeit", in der keine öffentliche Festlichkeiten, Hochzeiten, Verlobungen, Theateraufführungen stattfanden. Jeder nahm sich in der Adventszeit vor, auf bestimmte Genüsse zu verzichten und Enthaltbarkeit zu üben im Essen und Trinken. Ziel dabei war, das Denken der Menschen vom Materiellen fort auf das Geistige, Transzendente hinzuführen und seelisch auf das kirchliche Hochfest Weihnachten vorzubereiten.

### **Adventsblasen (1. Advent)**

Am 1. Adventssonntag bei beginnender Dämmerung holten die jungen Männer besonders im Münsterland ihr Middwinterhorn (Dwerthorn) hervor. Es hatte die Form einer schlanken hohen Butterkirne und verbreiterte sich vom Mundstück nach unten stark. Sie legten das schwere Horn auf einen Zaun oder Strauch und begannen zu tuten und zu blasen, - jeden Abend. Auf dem Wege zur "Ucht", der Frühmesse (4 Uhr morgens), am Weihnachtstag war der Höhepunkt des Adventsblasens mit dem Middwinterhorn. Diese Form des Adventsbrauches ist wohl um die Jahrhundertwende ganz verschwunden. Geblieben ist in vielen Orten die Gestaltung der Weihnachtsmesse (Ucht) durch Blasmusik statt Orgel.

### **Andreastag (30.11)**

Der Andreastag (30.11.) steht an der Schwelle des Kirchenjahres, denn der Sonntag nach dem 26.11. ist 1. Adventssonntag. Wie bei jedem Anfang stellt sich am Andreastag die Frage nach der Zukunft. Der Volks-

brauch kennt daher allerlei Formen der Zukunftserforschung und der Liebesorakel. In der agrarisch geprägten Gesellschaft des 19. Jahrhunderts spielten vor allem die Wetteraussichten für das kommende Wirtschaftsjahr eine besondere Rolle. Dies lässt sich an verschiedenen Wetterregeln ablesen:

*Schau in der Andreasnacht*

*Was für'n Gesicht das Wetter macht:  
So wie es ausschaut, glaub's fürwahr,  
bringt's gutes oder schlechtes Jahr.*

oder -

*Andreas hell und klar  
deutet auf ein gutes Jahr.*

### **Rorate oder Engeltamt**

Einige Gemeinden des Bistums Münster besinnen sich wieder auf den alten Brauch, im Advent am Werktag eine Frühmesse zu halten, und zwar um 5 Uhr oder etwas später. "Rorate coeli ... Tauet Himmel den Gerechten!" Man nannte dieses Rorate-Hochamt auch das Engeltamt, weil die Botschaft des Engels an Maria im Mittelpunkt stand.

In Ascheberg wurde diese Frühmesse vor einigen Jahren unter der Bezeichnung "Frühschicht für Gott" an jedem Mittwoch im Advent 5.45 Uhr wieder eingeführt.

### **Adventskranz**

Der verhältnismäßig junge Brauch zu Beginn der Adventszeit einen Kranz mit vier Kerzen aufzustellen hat seinen Ursprung im evangelischen Betsaal des "Rauhen Hauses" in Hamburg, wo Johann Heinrich Wichern, der Begründer der Inneren Mission, 1860 zum erstenmal einen Adventskronleuchter aufgehängt hat, an dem so viele Kerzen angezündet wurden, wie Adventstage vergangen waren, - insgesamt 28. Die Zahl der Kerzen wurde bald auf vier reduziert, entsprechend den vier Adventssonntagen, und aus dem Kronleuchter wurde ein Kranz von Tannengrün. In Bethel ist er 1890 nachgewiesen. Er gelangte über die evangelischen Kirchen und Familien schließlich nach dem 1. Weltkrieg auch in katholische Haushalte, wo er zuvor als "lutherischer Brauch" abgelehnt worden war.

Das Anzünden der Kerzen des Adventskranzes wird aber auch heute noch in den Familien vielfach zum Anlass genommen, sich auf das Fest des Lichtes vorzubereiten.

### **Barbarazweige (4. 12.)**

#### **Blüten zu Weihnachten verheißen Hochzeit mit einem reichen und hübschen Mann**

Junge Frauen, die wissen wollen, ob sie bald heiraten werden und ob ihr Bräutigam schön und reich sein wird, sollten am Barbaratag (4. Dezember) zum Messer greifen und einige Kirschbaumzweige ins Haus holen. Blühen die Zweige an Weihnachten, steht einer glücklichen Zukunft laut einem alten Brauch zum Barbaratag aus der Gegend um Lippstadt (Kreis Soest) nichts mehr im Wege.

Um das Heiratsorakel zu befragen, stellten die jungen Mädchen drei Zweige in eine Vase und verbanden mit jedem von ihnen eine Frage: Werde ich bald heiraten? Ist mein Bräutigam jung und hübsch? Ist er außerdem noch reich und nett? Jeder Zweig, der blühte, bedeutete eine positive Antwort auf die jeweilige Frage. Außerdem dienten die Barbarazweige in Nieheim (Kreis Höxter) und rund um Lippstadt auch als Ernteorakel. Hier bedeutete ein grünender und blühender Kirschzweig eine reiche Obsternte im kommenden Jahr.

Der Brauch, Zweige von Obstbäumen - meistens sind es Kirschbäume - oder von Forsythien ins Haus zu holen, ist in Westfalen noch weit verbreitet. Die Zweige werden an einer hellen und warmen Stelle im Haus in eine Vase gestellt. Wenn sie am Weihnachtstag blühen, soll das die Freude über die Geburt Jesu versinnbildlichen.

In vielen Gegenden Westfalens ist es noch heute üblich, jedem Barbarazweig den Namen eines Familienmitgliedes zu geben. Derjenige, dessen Zweig an Weihnachten zuerst oder besonders schön aufblüht, soll im neuen Jahr besonders viel Glück haben. Für alle, die ihr Glück herausfordern wollen, hier einige Tipps: Damit die Zweige an Weihnachten blühen, sollten sie schon einen Frost überstanden haben. Bevor man sie in der Vase aufstellt, sollte man sie eine Nacht in lauwarmes Wasser legen. Die Zweige brauchen jeden dritten Tag neues Wasser.

Der Brauch des Aufstellens von "Barbarazweigen" entwickelte sich aus einer alten Legende, die besagt, dass auf dem Grab der im Jahr 306 getöteten Heiligen Barbara zu Weihnachten alle Blumen in voller Blüte

standen. Die Heilige Barbara gehört seit dem 14. Jahrhundert zu den beliebtesten Heiligen der katholischen Kirche. Nachdem sie sich zum Christentum bekehrt hatte, hielt ihr Vater sie in einem Turm gefangen. Nach einer missglückten Flucht ließ er seine Tochter enthaupten.

Die Heilige Barbara gehört zu den 14 Nothelfern. Sie wird als Fürbitterin gegen einen jähen Tod und für eine gute Sterbestunde verehrt. Ihre Attribute, mit denen sie dargestellt wird, sind der Turm, der Kelch und das Schwert. Die Heilige Barbara ist unter anderem die Schutzpatronin der Bergleute, vor allem in Oberschlesien wurde sie stark verehrt. Mit den schlesischen Bergleuten kam die Barbara-Verehrung im 19. Jahrhundert ins Siegerland und ins Ruhrgebiet.

### **Nikolaus**

St. Nikolaus ist wohl einer der bekanntesten Heiligen der katholischen Kirche. Er gilt als Schutzpatron der Fischer, Flößer, der Apotheker, Tuchmacher, der Kinder und Schüler sowie der Juristen und Gefangenen. Der heilige Nikolaus wurde um 260 in Patara geboren und um 300 zum Bischof von Myra gewählt. Sein Todestag ist der 6. Dezember 343. Die Funktion des heiligen Nikolaus als Gabenbringer geht auf eine Legende zurück, der zu Folge Nikolaus durch eine großzügige Gabe an ihren Vater drei Mädchen vor dem Schicksal der Prostitution bewahrt haben soll. Die besondere Art der Übergabe seiner Gabe - er soll der Legende zufolge Goldklumpen in ein Tuch gebunden und dieses durch ein Fenster des Hauses geworfen haben - spiegelt sich in der älteren Form der Nikolausbescherung deutlich wider.

Bis ins 17. Jahrhundert hinein trat die Gestalt des Nikolaus bei der nächtlichen Bescherung nämlich nicht persönlich in Erscheinung. Der sogenannte "Einlegebrauch" sah vor, dass die Kinder am Vorabend des Nikolausfestes einen Teller oder einen Schuh aufstellten. Auch ein Stückchen Brot für den Schimmel des Nikolaus durfte nicht vergessen werden. Am Morgen waren dann Schuh oder Teller mit Naschwerk, Äpfeln und Nüssen gefüllt. Wer der Geschenkebringer in Wahrheit war, sollte den Kindern verborgen bleiben. Im Zuge der Gegenreformation wollte man die traditionelle Kinderbescherung wirkungsvoller in Szene setzen: es entwickelte sich der heute auch noch bekannte "Einkehrbrauch", d.h. eine mit Bart, langem Bischofsmantel und Mitra gekleidete Person kam ins Haus. Häufig wurde dieser Nikolaus noch von einem "schwarzen Mann", dem Knecht Ruprecht begleitet, dessen Aufgabe es war, die Kinder ein wenig einzuschüchtern und sie für ihre bösen Taten zu bestrafen. Der Nikolaus selbst verteilte aus einem großen Sack Geschenke an die Kinder, die diese als Lohn für ihre guten Taten begreifen sollten. Nikolaus und Knecht Ruprecht als pädagogische Mittel zur Disziplinierung der Kinder waren in bürgerlichen Kreisen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sehr beliebt. Das ganze Jahr hindurch konnten die Kinder mit dem Verweis darauf in die Schranken gewiesen werden, dass ihre bösen Taten im goldenen Buch des Nikolauses festgehalten würden. Übrigens stand der Reformator Martin Luther Sankt Nikolaus - wie allen anderen Heiligen auch - recht skeptisch gegenüber: Er propagierte den "heiligen Christ" als Gabenbringer und den Christtag als Geschenktermin, den

die katholischen Christen allerdings lange Zeit nicht übernehmen mochten. Sie blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein bei der Nikolausbescherung, während sich bei der evangelischen Bevölkerung als Termin für das Hauptgeschenkfest bereits im 19. Jahrhundert der erste Weihnachtsfeiertag eingebürgert hatte.

Ganz im Gegensatz zu den ruhigen und gesitteten Nikolausfeiern im häuslichen Rahmen stand das wilde Nikolaustreiben am Vorabend des 6. Dezembers, das um 1900 jedoch nur noch in Resten bekannt war. Kinder und Jugendliche fanden sich bei diesem Brauch in Gruppen zusammen und zogen verkleidet von Haus zu Haus. Vor den Häusern machten sie mit Ketten aus Holz oder Metall allerhand Getöse und dort, wo sie eingelassen wurden, führten sie oft derbe Späße mit den Kindern durch.

In manchen Städten und Gemeinden wird seit dem 20. Jahrhundert auch ein öffentliches Nikolausfest veranstaltet, für das sogar ein bestimmter Betrag im Haushaltsplan vorgesehen ist. In einem feierlichen Zug kommt beispielsweise in Billerbeck der Nikolaus zu Pferd auf den Marktplatz. Dort bilden die Ansprache des heiligen Mannes und die Gabenverteilung an die Kinder den Höhepunkt des Festes. In Ascheberg kommt der Nikolaus im Auftrag der Kolpingfamilie auf einem Unimog, dem Fahrzeug der Feuerwehr, und in Rheine legt er mit seinem Schiff an der Emsbrücke an und reitet vor dort aus durch die Innenstadt.

## Die Entwicklung des Heiligen Abend

Der 24. Dezember ist heute als Heiliger Abend der Hochtage der Geschenke und des guten Essens. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte der damals "Wiehnachtsowend", "Christowend" oder "Chrisdagsabend" für die katholische Bevölkerung in den ländlichen Gebieten Westfalens eine ganz andere Bedeutung: Der 24. Dezember wurde als ein Fastentag vor einem hohen Feiertag angesehen. Die Menschen arbeiteten bis abends, erst danach konnten sie letzte Vorbereitungen und Besorgungen für das Weihnachtsfest erledigen. Dann ging man zeitig zu Bett, schließlich begann die Christmette am 1. Weihnachtstag bereits zwischen 3 und 5 Uhr.

Die Kinder stellten am Abend des 24. Dezembers einen Teller vor die Tür. Am Weihnachtsmorgen war der Teller dann mit Süßigkeiten, Backwaren und Obst gefüllt. Außerdem gab es oft warme Winterkleidung und Schulsachen. Vor 1900 fiel die weihnachtliche Bescherung viel bescheidener aus als heute. Denn bis ins 19. Jahrhundert war bei der katholischen Bevölkerung in Westfalen nicht Weihnachten, sondern der Nikolaustag der wichtigste Geschenktermin für die Kinder.

Von den evangelischen Gebieten Westfalens ausgehend bildete sich schließlich der heute bekannte Weihnachtsablauf, der sich seit den 1930er Jahren in der ganzen Region durchgesetzt hat: Festlich gekleidet beginnen die Familien das Weihnachtsfest bereits am Heiligen Abend mit Festessen und Bescherung. Auch die Christmette

wird vielerorts schon am Heiligen Abend gefeiert.

In den 1950er Jahren gab es in Münster einige Zeit den Brauch, Verkehrspolizisten zu beschenken. Mit dem zunehmenden Autoverkehr in der Innenstadt kam die Gepflogenheit auf, den Verkehrspolizisten in den Vormittagsstunden des Heiligen Abends kleine Präsente zu überreichen wie zum Beispiel eine Flasche Wein oder Bier, eine Packung Zigaretten oder eine Schachtel Pralinen. Die Geschenke kamen weniger von Passanten, als vielmehr von Fahrern und Insassen der Autos. Die Wagen verlangsamten das Tempo und reichten die Gaben aus dem Fenster. Oft waren diese Geschenke für einen bestimmten Polizisten gedacht, dem man tagein tagaus auf dem Weg zur Arbeit oder nach Hause begegnete.

Feuchtfrohliche Feste feierten die Hüter des rollenden Verkehrs aber nicht mit den oft hochprozentigen Gaben. Denn die Beamten durften die Präsente nicht behalten. Vielmehr sammelten sie die Geschenke und gaben sie an Altersheime oder andere soziale Einrichtungen weiter. Dieser Brauch existierte auch in anderen Teilen Westfalens. So war er beispielsweise bis in die Mitte der 1960er Jahre auch in Hagen bekannt.

## **Geschenkebringer zu Weihnachten**

### **Christkind**

Bereits in der Reformationszeit gab es neben dem Nikolaus eine zweite Bescherfigur: das Christkind. Die Figur des Christkindes (mit Schleier, Krone und Engelsflügeln

versehen) ist nicht unbedingt mit dem Jesuskind gleichzusetzen, sondern sie geht wahrscheinlich auf ein engelsgleiches Wesen zurück, das in Weihnachtsumzügen und Krippenspielen die Engelschar anführte.

Als sich der Geschenktermin im Lauf des 19. Jahrhunderts allmählich vom Nikolaustag auf den Weihnachtstag zu verlagern begann, übernahmen viele katholischen Familien das Christkind als Geschenkebringer, während die protestantischen Familien sich eher dem Weihnachtsmann zuwandten. Laut einer volkskundlichen Umfrage von 1930 (ADV-Umfrage) galt das Christkind in West-, Südwest- und Süddeutschland sowie Schlesien als Geschenkebringer.

## **Weihnachtsmann**

In der Mitte des 19. Jahrhunderts begann die Herauslösung der Heiligenfigur des Sankt Nikolaus aus ihren religiösen Bezügen. Der Nikolaus entwickelte sich zum weitgehend säkularisierten Weihnachtsmann. In dieser fast völlig entchristlichten Form trat die Gestalt des vorweihnachtlichen Gabenbringers schließlich ihren Zug um die Welt an.

Eine frühe Verbildlichung des Weihnachtsmannes verdanken wir Moritz von Schwind, der für die Münchener Bilderbogen einen "Herrn Winter" kreierte, einen alten Mann, der in der Christnacht von Tür zu Tür geht und schaut, ob man ihm nicht öffnen will und einen geschmückten Christbaum von ihm als Geschenk annehmen will (1847). Der Weihnachtsmann ist aufs engste mit dem protestantisch-bürgerlichen Weihnachtsfest ver-

knüpft, das in familiärer Abgeschlossenheit und Innerlichkeit stattfindet, und das diesem einzelnen, speziellen Gabenbringer gegenüber der aus Umzugsbräuchen entlehnten Christkindfigur den Vorzug gab.

Gemäß der Pädagogik des 19. Jahrhunderts sollte der Weihnachtsmann auf die Kinder wie eine autoritäre Vaterfigur wirken. Mit seinem wallenden Glitzerbart erinnerte er sie wohl an Gottvater persönlich und konnte auf diese Weise - ähnlich wie der Nikolaus - als pädagogisches Instrument benutzt werden, um die Kinder in ihre Schranken zu verweisen. Laut einer volkskundlichen Umfrage aus den 1930er Jahren war der Weihnachtsmann als Geschenkebringer vor allem in Mittel-, Nord- und Ostdeutschland bekannt.

Die amerikanische Variante des Weihnachtsmannes verdankt sich übrigens nicht Coca Cola, sondern geht auf Thomas Nast zurück, der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts als renommierter Graphiker jahrelang die Weihnachtsillustrationen der Zeitschrift Harper's Weekly gestaltete. Hier entstand der dickleibige, gutmütig grinsende, mit großväterlichem Rauschebart ausgestattete Weihnachtsmann, der uns Jahrzehnte später in der Coca Cola-Werbung wieder begegnet.

## **Bräuche zum Jahreswechsel**

### **An Silvester sind die Liebesorakel besonders auskunftsfreudig**

Der letzte Tag des Jahres wird gegenwärtig meist ausgiebig gefeiert, nur die Wenigsten müssen arbeiten. Im

19. Jahrhundert war der Tag für die Männer im Norden Westfalens aber alles andere als ein Feiertag, denn dann übernahmen die Frauen für kurze Zeit das Regiment: Die Männer mussten sich an diesem Tag um den Haushalt und um die Kinder kümmern, sie mussten tun, was ihnen die Frauen auftrugen.

Besser haben es die Junggesellen aus Salchendorf bei Netphen (Kreis Siegen-Wittgenstein): Seit 1920 gibt es hier den Brauch, dass sich die Junggesellen zu einer "Wurstekommission" zusammenfinden. Dabei ziehen die jungen Burschen mit einem Wagen durch den Ort. Auf diesem Wagen beleuchten sie kuriose Geschehnisse kritisch und versehen sie mit einem spitzen Kommentar. Am Ende des Umzuges verbrennen sie den Wagen und feiern in einem Gasthaus weiter. Erst gegen 20.30 Uhr dürfen die Frauen dazukommen. Die jüngeren Frauen ziehen unterdessen durch das Dorf und schreiben Neujahrswünsche auf Treppenstufen. Um Mitternacht versammeln sich alle in der Ortsmitte und ziehen noch einmal singend durch die Straßen.

Das neue Jahr wurde bis ins 20. Jahrhundert mit Schüssen aus Gewehren, Pistolen oder mit selbstgemachten Böllern begrüßt. Man böllerte gerne mit Karbid in Milchkanen. Weil aber durch die selbstgemachten Böller viele Unfälle passierten, wurde das Neujahrschießen bereits im 17. und 18. Jahrhundert von den Behörden verboten. Daran hat sich jedoch kaum jemand gehalten.

In Nienberge bei Münster gab es bis weit ins 20. Jahrhundert das Neujahrshämmern. Dabei versammelten

sich der Schmied und seine Gesellen um den Amboss. Mit einem lustigen Ping-Pong-Takt hämmerten sie zunächst das alte Jahr aus. Um Mitternacht gab der Schmied mit zwölf lauten Schlägen das neue Jahr bekannt. Egal ob geböllert oder gehämmert wird: Die Lärmbräuche sollen der Freude über den baldigen Beginn des neuen Jahres Ausdruck verleihen. Böllerschüsse sind und waren immer ein Zeichen der Freude und Festlichkeit, schließlich wurde auch bei Hochzeiten geböllert und die Honoratioren wurden bei verschiedenen Anlässen mit Schüssen geehrt.

In ganz Westfalen ist der Brauch verbreitet, in der Silvesternacht die Zukunft zu befragen. Der Glaube an den magischen Übergangs- und Jahresanfangszauber, der aber nicht allzu ernst genommen werden sollte, schlägt sich auch in Glücksbringern wie Schornsteinfegern, Kleeblättern, beim Bleigießen und in Orakelsprüchen nieder.

Bisweilen wurden die Orakel auch mit christlichen Elementen verquickt. Dabei spielten für die evangelische Bevölkerung Westfalens die Bibel und das Gesangbuch eine große Rolle: Beim Erwachen am Neujahrstag schlugen die Gläubigen eine beliebige Seite in den Büchern auf, die sie dann als Fingerzeig für ihr persönliches Schicksal im neuen Jahr deuteten.

"Wie Neujahr, so das ganze Jahr", aus diesem Spruch resultierte die schon bei den Römern bekannte Sitte, sich Neujahr zu beschenken. Das war noch in den 1930er Jahren in einigen Teilen Westfalens üblich. Am Neujahrsmorgen versuchte jedes Familienmitglied als erster

dem anderen ein frohes Neues Jahr zu wünschen. Der Beglückwünschte antwortete dann: "Dat hestu wunnen." Der Schnellere erhielt zur Belohnung einen Neujahrskuchen, Äpfel oder Ähnliches. Dieser Brauch wurde das "Abgewinnen des Neuen Jahres" genannt. Ihm lag die Vorstellung zu Grunde, dass der erste Glückwunsch, den man im Neuen Jahr erhält oder ausspricht, besonderes Glück bringen sollte.

Am Neujahrstag verzehrte man ein spezielles Gebäck. In Westfalen waren das die Waffeln, wobei es jedoch zwei unterschiedliche "Waffelgebiete" gab. Im Süden bevorzugte man weiche Waffeln, im Nordwesten die knusprigen, die auch Rölleken, Piep- oder Eiskuchen genannt werden.

### **Freitag der 13. gilt seit 50 Jahren als Pechtag**

Nicht daran denken, auf keinen Fall autofahren oder am besten erst gar nicht aufstehen, mit diesen Strategien versuchen abergläubische Zeitgenossen über diesen Tag zu kommen und dem Unglück oder Pech aus dem Weg zu gehen. Aber warum fürchten sich so viele Menschen vor Freitag, dem 13. ?

Schon einzelne Wochentage für sich gelten als Glücks- oder Pechtage: Die Bedeutung, die ein bestimmter Wochentag für die Menschen innerhalb einer Region hatte, war jedoch sehr unterschiedlich: So galt der Freitag noch um 1930 im nördlichen Deutschland als Glückstag, der sich besonders zum Heiraten eignete. In der Mitte und im Süden Deutschlands glaubte man dahingegen e-

her an die Unglück verheißende Wirkung dieses Wochentags. Übrigens sollen auch Napoleon und Bismarck an die Unglück verheißende Wirkung des Freitags geglaubt haben: Napoleon hat keine Schlacht an einem Freitag geschlagen und Bismarck an diesem Tag keinen Vertrag geschlossen.

Der Grund für den Glauben, dass einzelne Tage ein größeres Glücks- oder Unglückspotential hätten als andere, liegt wahrscheinlich bei dem Phänomen der verworfenen Tage. Dies waren Tage, die besonders viel Unglück bringen sollten. Sie werden in zahlreichen mittelalterlichen Handschriften erwähnt und wurden bis ins 20. Jahrhundert hinein überliefert, wobei sich die Bedeutung einzelner Tage im Laufe der Jahrhunderte durchaus auch umkehren konnte.

Der Glaube an eine Zahlen-Symbolik ist noch älter: Bereits die frühen Hochkulturen kannten ein ausgefeiltes Rechensystem. In jedem Zahlensystem sind einige Zahlen unweigerlich wichtiger als andere: Beim Dezimalsystem (wie wir es heute verwenden) ist es die zehn und beim Zwölfersystem eben die zwölf, die dementsprechend eine besondere Bedeutung hat: Es gibt 12 Monate, 12 Apostel, 12 Tierkreiszeichen und da 12-Götter-Regiment der Griechen und Römer. Die Dreizehn überschreitet das geschlossene Zwölfersystem und ist als Primzahl nur durch eins und sich selbst teilbar, schon dadurch kommt ihr eine besondere Bedeutung zu. Ihr wird eine überschreitende Kraft nachgesagt, die durchaus nicht immer negativ sein muss. So gibt die 13 in der jüdischen Tradition als eine ausgesprochene Glückszahl und als ein Symbol Gottes, weil sie über die zwölf re-

giert. Bei einer großen volkskundlichen Umfrage in den 1930er Jahren hat sich herausgestellt, dass die 13 als Unglückszahl zwar weithin bekannt war, dass es aber auch zahlreiche Belege gibt, in denen die 13 als Glückszahl bezeichnet wird.

Interessanterweise wurden die Wochentage- und die Zahlensymbolik lange Zeit unabhängig von einander als glückbringend oder Pech bedroht betrachtet. Erst in den 1950er Jahren begann man diese beiden Vorstellungswelten zu verknüpfen. 1970 steigerte sich die abergläubische Angst vor dem Freitag am 13. zu einer kleinen Hysterie: Die später verunglückte Raumfähre Apollo 13 war ausgerechnet an einem Freitag, den 13. gestartet. Außerdem enthielten angeblich fast alle Daten, Namens- und Zeitangaben bei dieser Weltraummission die Zahl 13 direkt oder als Quersumme.

Alles Zufall? Die nüchternen Zahlen sprechen da eine andere Sprache: Fällt ein Freitag auf den 13. passieren statistisch gesehen 15,6 Prozent mehr Unfälle als an anderen Freitagen. Die Psychologie macht dafür den festen Glauben vieler Zeitgenossen an Glück oder Unglück verantwortlich. Vielleicht bleibt man am Freitag dem 13. also doch am besten im Bett, denn warum es kracht ist doch letztendlich egal.

Nachwort:

Einen besonderen Dank gilt Frau Christiane Cantauw von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Sie hat mir mit ihrem fachlichen Wissen und ganz besonders als Lektorin bei der Entstehung dieses Heftes sehr geholfen.

Hubert Kersting













